

# DIPLOMARBEIT

## **Der Brief als Maske** Hedwig Dohms Briefromane als versteckte Essays

Verfasserin

**Sarah Stefanie Hellwagner**

angestrebter akademischer Grad

**Magistra der Philosophie (Mag.phil.)**

Wien, 2012

Studienkennzahl lt. Studienblatt: A 332

Studienrichtung lt. Studienblatt: Diplomstudium Deutsche Philologie UniStG

Betreuerin: Univ. Prof. Dr. Konstanze Fliedl







## Inhaltsverzeichnis

<b>Einleitung</b> .....	<b>1</b>
<b>Brief und Briefroman in der feministischen Forschung</b> .....	<b>3</b>
<b>2.1. Vom Brief zum Briefroman</b> .....	<b>3</b>
<b>2.2. Vom Briefroman zum „Frauenroman“</b> .....	<b>8</b>
<b>2.3. Frauenbild und Frauenliteratur</b> .....	<b>14</b>
2.3.1. Die Entwicklung des Frauenbriefes .....	14
2.3.2. Frauenbilder und Frauenbildung .....	16
<b>2.4. Der Briefroman als weibliche Gattung?</b> .....	<b>22</b>
<b>2.5. Der Brief als Falle oder Maske?</b> .....	<b>27</b>
<b>2.6. Hedwig Dohms Verwendung des Briefromans</b> .....	<b>29</b>
<b>Hedwig Dohms Schriften und literaturhistorische Einordnung</b> .....	<b>30</b>
<b>3.1. Hedwig Dohm und die Frauenbewegung</b> .....	<b>30</b>
<b>3.2. Hedwig Dohm als Essayistin und Autorin</b> .....	<b>42</b>
<b>Hedwig Dohms Briefromane als maskierte Essays</b> .....	<b>45</b>
<b>4.1. Inhalt und Aufbau</b> .....	<b>45</b>
4.1.1. Die Essays .....	45
4.1.2. Schicksale einer Seele (1899) .....	54
4.1.3. Sibilla Dalmar (1896) .....	58
4.1.4. Christa Ruland (1902) .....	60
<b>4.2. Destruktion: Das Ziel der rhetorischen Strategie</b> .....	<b>64</b>
<b>4.3. Stilmittel der Destruktion in Roman und Essay</b> .....	<b>69</b>
<b>4.3.1. Refutatio - Demontage von Vorurteilen</b> .....	<b>69</b>
4.3.2. Ironie und Satire .....	74
4.3.3. Bildlichkeit und Vergleich .....	81
4.3.4. Frage und Dialogizität .....	88
<b>4.4. Das Schreiben und das Scheitern</b> .....	<b>91</b>
<b>Resümee</b> .....	<b>96</b>
<b>6. Literaturverzeichnis</b> .....	<b>98</b>
<b>6.1. Primärliteratur</b> .....	<b>98</b>
<b>6.2. Sekundärliteratur</b> .....	<b>99</b>
6.2.1. Selbständige Literatur .....	99
6.2.2. Unselbständige Literatur .....	100
<b>6.3. Nachschlagewerke</b> .....	<b>102</b>

### **Anhang:**

Zusammenfassung

Lebenslauf



## 1. Einleitung

Hedwig Dohm (1831 - 1919) ist eine Autorin, die sich in ihren Texten mit den verschiedenen Facetten der Frauenfrage auseinandersetzt. In ihren Essays *Was die Pastoren denken* (1872), *Der Jesuitismus im Hausstande* (1873), *Die wissenschaftliche Emancipation der Frau* (1874), *Der Frauen Natur und Recht* (1876), *Die Antifeministen* (1902) und *Die Mütter* (1903) nimmt sie sich kein Blatt vor den Mund. Sie legt die Vorurteile und Probleme ihrer Zeit offen und scheut nicht davor zurück, renommierten Philosophen und Professoren zu widersprechen und deren frauenfeindliche Aussagen zu widerlegen. In ihrer Radikalität in Bezug auf die Frauenfrage ist sie eine Pionierin, die sich von der öffentlichen Diskussion mehr erhofft hat als der Großteil ihrer zeitgenössischen Mitkämpferinnen. Sie entspricht nicht dem, was die Männer ihrer Zeit von ihr erwartet haben, und bricht in ihrem Denken aus der ihr zugeschriebenen Rolle aus. Ein Teil ihres literarischen Werkes jedoch passt sich hinsichtlich der Gattung den gängigen Vorstellungen von typischer „Frauenliteratur“ ihrer Zeit an. Indem sie ihre Romantrilogie *Sibilla Dalmar* (1896), *Schicksale einer Seele* (1899) und *Christa Ruland* (1902) zur Gänze oder zum Teil in Briefform verfasst, ordnet sie sich der Stereotypisierung und Marginalisierung von „weiblichem Schreiben“ und der Gattung Briefroman unter. Doch kann in diesem Fall tatsächlich von einer Unterordnung gesprochen werden?

Für Hedwig Dohm birgt der Briefroman mehr erzählerische Möglichkeiten als ihm die Literaturwissenschaft lange zugeschrieben hat. Die feministische Forschung seit den 1970er Jahren erkannte, dass sich viele weibliche Autorinnen damit eben nicht den bestehenden Systemen dieser als „weiblich“ deklarierten Gattung angepasst, sondern deren Ausdrucksweisen für andere Zwecke genutzt haben. In den Briefromanen von Caroline Auguste Fischer erkennt Anita Runge den Briefroman als „Maske“, um die Problematik der Geschlechterbeziehungen aufzuzeigen.<sup>1</sup> Ist eine derartige Verwendung des Briefromans nicht auch bei Hedwig Dohm denkbar?

---

<sup>1</sup> Vgl. Runge: Die Dramatik weiblicher Selbstverständigung in den Briefromanen Caroline Auguste Fischers. In: Anita Runge, Liselotte Steinbrügge: Die Frau im Dialog. Stuttgart: Metzler 1991, S. 93-98.

Auffällig an Hedwig Dohms Briefromanen ist, dass sie eben nicht immer dem entsprechen, was in der Literaturwissenschaft als Briefroman verstanden wird. Sie erinnern thematisch und auch sprachlich stark an ihre Essays. Das ist wohl zum einen Teil ein Ausdruck der literarischen Freiheit, doch verbirgt sich dahinter nicht mehr? Könnten Hedwig Dohms Briefromane nicht auch als Maske verstanden werden, als Maske der Essays? Durch das Überschneiden der Gattungsgrenzen ergeben sich für die Autorin andere ästhetischen Qualitäten und Möglichkeiten, um ihre Intentionen zu vermitteln. Elemente der Essays finden sich sowohl thematisch als auch sprachlich in den Briefromanen wieder. Es lässt sich eine rhetorische Strategie erkennen, durch die diese Elemente unter der Maske aufgedeckt werden. Inhalt dieser Diplomarbeit ist somit die Bestätigung dieser These durch einen gattungstheoretischen Ansatz. Dafür werde ich in folgender Weise vorgehen.

Zunächst wird die Entwicklung der Briefliteratur in Deutschland behandelt, die ihre Blütezeit im 18. Jahrhundert erlebte. Das Hauptaugenmerk liegt dabei auf der Briefliteratur von Frauen und dem damit verbundenen „weiblichen Schreiben“ im Allgemeinen. Ziel dieser Darstellung ist, zu zeigen, ob und wie sich Hedwig Dohm in diese Tradition einordnen lässt. Dabei wird die Problematik der Stereotypisierung von „weiblichem Schreiben“ und der Gattung Briefroman in der Literaturforschung als theoretischer Ausgangspunkt der Arbeit positioniert. Außerdem soll auch die Bedeutung des Briefes für Hedwig Dohm kurz angesprochen werden. Um Hedwig Dohms Radikalität in ihren Schriften zu veranschaulichen, wird ihr Schaffen in Kapitel 3 in den Kontext der ersten Frauenbewegung gestellt. An dieser Stelle wird deutlich, dass sich Hedwig Dohm schon früher als ihre Mitstreiterinnen mit allen Aspekten des weiblichen Lebens, zu dem auch politische Mitbestimmung zählt, befasste und eine vollkommene Gleichstellung von Männern und Frauen forderte. In der Folge werden nun die Essays und Briefromane von Hedwig Dohm analysiert und miteinander verglichen. Dabei zeigt sich, dass die Zerstörung der gängigen Vorurteile und Meinungen eine dominante Rolle einnimmt. Die verwendeten Stilmittel in den Essays und den Briefromanen unterstehen diesem Prinzip der Destruktion. Hier soll auch hervorgehoben werden, wodurch sich Essays und Briefromane sprachlich und inhaltlich auszeichnen.



In einer konkreten textnahen Analyse lassen sich anhand signifikanter Beispiele die Essays in den Briefromanen wiederfinden. Reale politische Positionen wurden in die Fiktion eingebracht. Die unterschiedlichen ästhetischen und gestalterischen Möglichkeiten des Briefromans und des Essays geben Dohm die Möglichkeit, die Themen und Probleme, mit denen sie selbst und ihre Zeitgenossinnen zu kämpfen hatten, auf unterschiedliche Weise wiederzugeben.

## 2. Brief und Briefroman in der feministischen Forschung

### 2.1. Vom Brief zum Briefroman

Hedwig Dohm selbst schrieb viele Briefe, die Aufschluss über ihr Leben und ihre Kontakte geben.<sup>2</sup> Auch in literarischer Hinsicht blieb sie den Briefen treu. In ihrem erzählerischen Werk wird deutlich, dass sie „eine strukturelle Vorliebe für Briefliteratur hat“<sup>3</sup>. Die in dieser Arbeit behandelte Romantrilogie „Drei Generationen“<sup>4</sup> besteht zu einem großen Teil aus Briefen und Tagebucheintragungen der Protagonistinnen. Da Dohm immer wieder auf diese literarische Form mit ihren typischen Strukturelementen zurückgreift, soll zuerst die Tradition des Briefromans erläutert werden.<sup>5</sup> Dazu ist auch eine Darstellung der Entwicklung des Briefverkehrs im Allgemeinen notwendig.

Seit dem 16. Jahrhundert sind Schäferromane mit einem größeren Briefanteil bekannt, wie beispielsweise Juan des Seguras *Processo de Cartas de Amores* (1553) und Alvisé Pasqualigos *Lettres Amoreuse* (1573).<sup>6</sup> Allerdings war die briefliche Kommunikation zu dieser Zeit noch keine Selbstverständlichkeit,

---

<sup>2</sup> Vgl. Rohner, Isabel/Nikola Müller: Briefe aus dem Krähwinkel. Einblick in das Netzwerk Hedwig Dohms. Berlin: trafo 2009, S. 7.

<sup>3</sup> Rohner, Isabel: In Litteris Veritas. Hedwig Dohm und die Problematik der fiktiven Biographie. Berlin: trafo 2008, S. 15.

<sup>4</sup> Bestehend aus den drei in dieser Arbeit behandelten Werken Hedwig Dohms: *Sibilla Dalmar* (1896), *Schicksale einer Seele* (1899) und *Christa Ruland* (1902).

<sup>5</sup> Vgl. Rohner: In Litteris Veritas, S. 15.

<sup>6</sup> Vgl. Mattenklott, Gert: Briefroman. In: Deutsche Literatur. Eine Sozialgeschichte. Band 4. Hrsg. von Host Albert Glaser. Reinbek bei Hamburg: Rowolt 1986, S. 186.

sondern nur auf den diplomatischen Umgang beschränkt. Dadurch wirkte sie nicht authentisch. Rund hundert Jahre später gab es einen regelmäßigen Postdienst und das Schreiben von Briefen wurde zu einer beliebten Mitteilungsform. Da Briefe zuvor meistens für behördliche Zwecke gebraucht wurden, blieb man auch im Privatbrief zu Anfang der Verwaltungssprache treu. Um das Briefeschreiben zu erleichtern und den Privatbrief sprachlich vom standardisierten behördlichen Brief zu unterscheiden, entstanden im 18. Jahrhundert zahlreiche Briefsteller.<sup>7</sup> In Deutschland erlangte der freier geschriebene und persönlichkeitsbestimmte Brief seinen stilistischen Höhepunkt von der Zeit der Empfindsamkeit (18. Jahrhundert) bis zur Romantik (19. Jahrhundert). Der tiefere Grund für das verstärkte Briefeschreiben war allerdings ein wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Aufschwung des deutschen Bürgertums. Durch dessen neu erworbenes Selbstwertgefühl, welches die persönlichen Empfindungen und Gedanken wichtiger erscheinen ließ, konnte dieses auch angemessen ausgedrückt werden. Allerdings sollte das zunächst nicht in der Öffentlichkeit geschehen. Der Privatbrief war somit die geeignetste Form, sich im Privaten mitzuteilen. Die Themen der empfindsamen freundschaftlichen Briefwechsel waren Liebe, Freundschaft, Herzensangelegenheiten, Fragen des Geistes, der Philosophie, der Bildung und der Erziehung.<sup>8</sup>

Ein Briefsteller, der einen freien ungezwungenen Briefstil gefördert hatte, ist Christian Fürchtegott Gellerts *Praktische Abhandlung vom guten Geschmacke in Briefen*<sup>9</sup>. Gellert sah Briefe als „freye Nachahmung des guten Gesprächs“<sup>10</sup>. Der Brief vertrete die Stelle einer mündlichen Rede. Deshalb solle sich die Sprache im Brief „der Art zu denken und zu reden, die in Gesprächen herrscht, mehr nähern, als einer sorgfältigen und geputzten Schreibart“<sup>11</sup>. Gellert integrierte in seine Abhandlung auch literarische Musterbriefe.<sup>12</sup> Mattenklott

---

<sup>7</sup> Vgl. Mattenklott: Briefroman, S. 185-187.

<sup>8</sup> Vgl. Nickisch, Reinhard M.G.: Brief. Stuttgart: Metzler 1991, S. 44-45.

<sup>9</sup> Gellert, Christian Fürchtegott: Briefe, nebst einer praktischen Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen. In: Gesammelte Schriften. Band 4. Roman, Briefsteller. Hrsg. von Bernd Witte u.a.. Berlin: De Gruyter 1988, S. 105-152.

<sup>10</sup> Gellert: Briefe, nebst einer praktischen Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen, S. 111.

<sup>11</sup> Gellert: Briefe, nebst einer praktischen Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen, S. 111.

<sup>12</sup> Vgl. Mattenklott: Briefroman, S. 185-187.

erklärt mit Sulzers *Allgemeinen Theorie der Schönen Künste*<sup>13</sup> (1792 - 1794), dass für die ZeitgenossInnen der Roman noch nicht als bemerkenswerte literarische Gattung, sondern als abenteuerlich und verstiegen galt. Der Roman schildere nur Lügengeschichten. Dem „Romanhaften“ sei das „Natürliche“ entgegen gesetzt. Somit ist es nicht verwunderlich, dass der Brief im Stile Gellerts sich sowohl in der Theorie als auch der Praxis großer Beliebtheit erfreute.<sup>14</sup>

Gellert postuliert, dass alle Briefe „natürlich“ sein sollen, besonders jene, die einen gewissen Affekt ausdrücken. Dabei ermuntert er „junge Leute und insbesondere Frauenzimmer zu einer natürlichen Schreibart“<sup>15</sup>. Frauen hatten in der Folge einen entscheidenden Anteil am Aufschwung der unmittelbaren und spontanen Redeweise in Briefen und des deutlichen und reinen Ausdrucks. Der „Schnörkelstil“, der zu Beginn des 18. Jahrhunderts in Mode war, wurde von den neuen Stilmerkmalen verdrängt.<sup>16</sup> Auf die Beteiligung von Frauen am Aufschwung des Briefes wird in Kapitel 2.3. näher eingegangen.

Das empfindsame Briefeschreiben führte auch zu einer Subjektivierung der Briefsprache. Zuvor verpflichtende, gattungsbestimmende rhetorische Normen waren nun hinter freiem Aufbau und zwangloser Sprache zurückgefallen.<sup>17</sup> Eine starke Steigerung erfuhr der empfindsame Privatbrief im Sturm und Drang. Im Streben nach Unmittelbarkeit und Originalität ergab sich ein „kraftgenialischer Ausdruck“<sup>18</sup>, der nicht immer den realen Gefühlen entsprach. Regeln hatten hier keinen großen Stellenwert und so wurde auch häufig auf Anrede und Unterschrift verzichtet. Zudem war der Zweck eines Briefes nicht mehr ausschließlich die persönliche Mitteilung, sondern diente als literarisches Mittel

---

<sup>13</sup> Sulzer, Johann Georg: Allgemeine Theorie der schönen Künste. In einzelnen, nach alphabetischer Ordnung der Kunstwörter auf einander folgenden, Artikeln abgehandelt. Nachdruck der Ausgabe Leipzig 1792 - 1799. Band 1-4. Hildesheim: Olms 1967/1970.

<sup>14</sup> Vgl. Mattenklott: Briefroman, S. 187.

<sup>15</sup> Gellert: Briefe, nebst einer praktischen Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen, S.107.

<sup>16</sup> Vgl. Nickisch: Brief, S. 46-47.

<sup>17</sup> Vgl. Nickisch: Brief, S. 49.

<sup>18</sup> Nickisch: Brief, S. 51.

und überwand somit die bürgerlichen Schreibkonventionen der Zeit. Der Brief hatte einen großen Anteil an der literarischen Produktion.<sup>19</sup>

Im 19. Jahrhundert waren zwei neue Tendenzen in der Briefliteratur erkennbar. Einerseits herrscht eine kritisch wissenschaftliche Versachlichung durch den Aufschwung der philosophisch historischen Wissenschaften und der Naturwissenschaften vor.<sup>20</sup> Andererseits erlangte die Politisierung mittels Brief unter den Jungdeutschen eine größere Bedeutung. Der Brief war an einen Partner adressiert, gleichzeitig jedoch auch an die Zeit und die Öffentlichkeit gerichtet. In literarischer Hinsicht dominierte hier der fingierte oder „Offene Brief“.<sup>21</sup>

Nach heutiger Definition dient der Brief wie die mündliche Rede der Kommunikation zwischen zwei Individuen. Seine Grundbestandteile sind Briefeingang, -inhalt und -schluss. Diese formalen, konventionalisierten Textbegrenzungen Anrede (Briefeingang), Grußformel und Unterschrift (Briefschluss) geben auch Aufschluss darüber, in welcher sozialen Beziehung die beiden Kommunizierenden stehen. Der Briefinhalt variiert und kann, wie auch eine mündliche Unterhaltung, jedes Thema behandeln.<sup>22</sup> Ein wichtiges Merkmal des Briefes im Unterschied zur mündlichen Kommunikation ist der Phasenverzug, da durch die räumliche Trennung auch eine zeitliche entsteht. Eine direkte und spontane Reaktion des/der GesprächspartnerIn ist hier nicht möglich. Dies verlangsamt den Gesprächscharakter und zeigt so mehr monologische als dialogische Tendenzen. Dennoch bleibt der Brief ein „Redesubstitut“<sup>23</sup> und weist als solches auch eine entsprechende Absicht vor. Wie auch in der mündlichen Rede dient ein Brief entweder dem Appell, der Information oder der (öffentlichen) Bekundung. Jede der drei genannten Grundfunktionen verfolgt bestimmte rhetorische Mittel, die auch angewandt werden, aber im Dienst der schriftlichen Kommunikationsform Brief stehen müssen, um dessen praktischen realen Zweck zu erfüllen.<sup>24</sup>

---

<sup>19</sup> Vgl. Nickisch: Brief, S. 50-52.

<sup>20</sup> Vgl. Nickisch: Brief, S. 56-57.

<sup>21</sup> Vgl. Nickisch: Brief, S. 57-59.

<sup>22</sup> Vgl. Nickisch: Brief, S. 9-10.

<sup>23</sup> Nickisch: Brief, S. 12.

<sup>24</sup> Vgl. Nickisch: Brief, S. 11-12.

Die drei Grundfunktionen kommen in der Regel nie isoliert vor, sondern immer vermischt. Eine dominiert jedoch und bildet so den Hauptzweck des Briefes. Ein Brief kann also Mitteilungen jeglicher Art überbringen, aber auch Aufforderungen und Befehle erteilen sowie belehren.<sup>25</sup> Im Prinzip repräsentiert jeder Brief ein Individuum und dient als Vehikel der Selbstbekundung, Selbstdarstellung, Selbstbetrachtung und Selbstdeutung. Diese Funktion bekam erst zu jener Zeit eine größere Tragweite, in der die Individualität an Bedeutung zunahm. Den Höhepunkt erlangte sie, wie zu Anfang erwähnt, im 18. Jahrhundert zur Zeit der Empfindsamkeit. Diese Art des Briefes beinhaltet allerdings nicht nur monologische Bekenntnisse, sondern eigentlich jede Art von Mitteilungen, in der ein „Ich“ sich betont über eigene Lebensumstände und Gegebenheiten äußert. Subjektive Briefe beziehen sich praktisch auf beliebige Themen. Der subjektive Brief scheint am authentischsten und adäquatesten, wenn es sich um eigene Anschauungen handelt. Dies zeigt sich noch heute in Leserbriefen und „Offenen Briefen“.<sup>26</sup>

Neben der eigentlichen Verwendung der Briefform, der privaten schriftlichen Kommunikation zwischen zwei räumlich getrennten Individuen, gibt es auch den Brief als literarische Gebrauchsform.<sup>27</sup> Dabei tritt der pragmatische Zweck des Briefes zugunsten der Öffentlichkeit und literarisch künstlerischer Absichten zurück. Mindestens ein konstitutiver Bestandteil wie Empfänger, Absender, Anlass oder Gegenstand ist nicht real oder die gesamte Briefsituation ist fiktiv.<sup>28</sup>

Die fiktionale Verwendung des Briefes und der Briefform erlangte im 18. Jahrhundert mit dem Briefroman eine besondere literarische und literaturhistorische Bedeutung. Die Briefsituation ist hier voll und ganz fingiert. Weder Schreiber, noch Adressat, noch Anlass oder Gegenstand sind real. Um 1780 ist der Kulminationspunkt des empfindsam didaktischen Briefromans anzusetzen. Über 1000 Briefromane erschienen europaweit in der Zeit von 1740 bis 1820. Die großen deutschen Autoren der Empfindsamkeit, Klassik und

---

<sup>25</sup> Vgl. Nickisch: Brief, S. 13-14.

<sup>26</sup> Vgl. Nickisch: Brief, S. 14-17.

<sup>27</sup> Vgl. Nickisch: Brief, S. 19.

<sup>28</sup> Vgl. Nickisch: Brief, S. 22.

Romantik bereicherten das neue Genre. Mit der extremen Subjektivierung in der Romantik verlor er aber schließlich an Bedeutung.<sup>29</sup> Auch wenn es keine passende und vollständige Theorie wie zum Roman<sup>30</sup> gibt, war der Briefroman eine sehr beliebte Gattung. Die poetologische Definition des Briefromans entsteht in den Werken selbst und ist daher in seinen konstituierenden Elementen sichtbar. Diese Elemente sind Briefe und ihre Zusammenstellung innerhalb des Werkes sowie literarische und theoretische Zeugnisse, wie die Brieftheorie und Tradition, die Wende zum fiktionalen Brief und das Dialogische im Brief im Zusammenhang mit der antiken Gesprächstheorie.<sup>31</sup> Auch fiktive Briefe wirken authentisch. Durch deren Veröffentlichung verlassen Briefe die private Sphäre und treten in die literarische ein. Publierte private Briefe finden oftmals auch als Musterbriefe Verwendung, da sie eine Vorlage für einen bestimmten Ausdruck der jeweiligen Mitteilung bieten. Zudem weisen Briefe immer eine Parallele zur Autobiographie auf.<sup>32</sup>

## 2.2. Vom Briefroman zum „Frauenroman“

Schon in die Schäferromane des 17. Jahrhunderts waren Briefe eingefügt worden. Die Briefe steuerten darin eine Handlung. Durch einen Liebesbrief mit Brückenfunktion konnten beispielsweise einzelne Erzählstränge verbunden und eine Geschichte weitergeführt werden. Den ersten Briefromanen lag eine erotische Thematik zu Grunde.<sup>33</sup> Die im Roman oft erzählte Liebeshandlung wird um die Bestandteile des erotischen Briefs, der als Vorform des Liebesbriefs gilt, ergänzt. Der Briefroman verknüpft demnach das dialogische Briefprinzip mit dem epischem Erzählen. Entweder treten vermehrt Briefe in die Erzählung ein

---

<sup>29</sup> Vgl. Nickisch: Brief, S. 186-187

<sup>30</sup> Die erste und wohl bekannteste Romantheorie ist Christian Friedrich von Blanckenburgs *Versuch über den Roman* von 1774. Er erkennt den Roman als Nachfolger des antiken Epos und beschreibt, wie ein guter Roman auszusehen habe. Näheres dazu in: Sang, Jürgen: Christian Friedrich von Blanckenburg und seine Theorie des Romans. München: Diss.phil. o.A. 1967.

<sup>31</sup> Vgl. Voßkamp, Wilhelm: Dialogische Vergegenwärtigung beim Schreiben und Lesen: Zur Poetik des Briefromans im 18. Jahrhundert. In: Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 45. Stuttgart: Metzler 1971, S. 80-81.

<sup>32</sup> Vgl. Voßkamp: Dialogische Vergegenwärtigung beim Schreiben und Lesen, S. 86-87.

<sup>33</sup> Gemeint sind hier u.a. die vorher schon genannten Schäferromane wie Juan des Seguras *Processo de Cartas* (1553) und Alvise Pasqualigos *Lettres Amoreuse* (1573).

oder der Briefdialog wird mit äußeren Geschehnissen verbunden. Der Briefroman kann somit als episch dialogische Mischform gesehen werden. Seine poetischen Grundfaktoren, die Einzelbriefe selbst und deren Komposition, bedingen sich gegenseitig. Die Ich-Struktur des Einzelbriefs steht der übergeordneten Romanstruktur gegenüber.<sup>34</sup> Als sich die fingierten Briefe im Laufe der Zeit häuften, wurde in einem kontinuierlichen Übergang der Romanbrief zum Briefroman. Dies geschah allerdings nicht nacheinander, sondern koexistent. Ein regelmäßiger für jedermann zugänglicher Postdienst im 18. Jahrhundert erlaubte es, im alltäglichen Leben Briefe zu schreiben und zu verschicken. Der Brief entwickelte sich so zu einem authentischen Lebensdokument, das sich konstitutiv in literarische Texte einbauen lässt. Der/Die AutorIn konnte somit annehmen, dass die Handlung, die er/sie durch Briefe aufgebaut hat, vom/von der LeserIn als echt und vertrauenswürdig aufgenommen wurde.<sup>35</sup>

Die Erzählung im Briefroman wirkt authentisch und wahr, obwohl die Einzelbriefe fiktiv sind. Der Grund für das Streben nach Authentizität ist die Stilisierung des Romans als Lügengeschichte ohne sittliche Wirkung.<sup>36</sup> Dadurch entsteht eine fingierte Authentizität, die durch eine Herausgeberfiktion zusätzlich verstärkt wird. Diese nähert sich der Wirklichkeit durch eine aktuelle Gegenwärtigkeit an. Der fiktive Herausgeber gibt vor, Briefe aus der Vergangenheit zu veröffentlichen und distanziert sich dadurch auch von ihnen. Er nähert sich erzähltechnisch teilweise einem auktorialer Erzähler. Beim polyperspektivischen Briefroman treibt der Briefwechsel die Handlung voran und zeigt somit eine starke Nähe zu einem dramatischen Ablauf. Im Vergleich dazu wirkt die Vergegenwärtigung beim monologischen Briefroman nur partiell, sodass er stark an das Tagebuch erinnert.<sup>37</sup>

Im Allgemeinen wird durch Lesen die Empathiefähigkeit geschult. Beim Lesen eines Briefromans, besonders bei einem monologischen, ist eine große Leseraktivität nötig, da der/die LeserIn dazu angehalten ist, die Antwortbriefe

---

<sup>34</sup> Vgl. Voßkamp: Dialogische Vergegenwärtigung beim Schreiben und Lesen, S. 88-89.

<sup>35</sup> Vgl. Nickisch: Brief, S. 187-188.

<sup>36</sup> Vgl. Voßkamp: Dialogische Vergegenwärtigung beim Schreiben und Lesen, S. 91-93.

<sup>37</sup> Vgl. Voßkamp: Dialogische Vergegenwärtigung beim Schreiben und Lesen, S. 93-96.

mitzudenken. Auf diese Weise entsteht eine größere Anteilnahme am Geschehen, was zu einer sittlichen Läuterung führt.<sup>38</sup> Im bürgerlichen Leben spielt die Entfaltung des Privatlebens eine tragende Rolle. Daher behandelt auch der Briefroman vor allem bürgerlich familiäre Themen und Probleme sowie deren psychologische Erörterung. Ein weiteres Grundelement des Briefromans ist die literarisch vergegenwärtigte und gesteigerte Empfindungsfähigkeit der Figuren, die der Moralität der privaten Tugenden im gesellschaftlichen Kontext entspricht.<sup>39</sup> Das Interesse gilt dem Innenleben der Individuen, das durch Briefe adäquat wiedergegeben werden kann. Die Reflexion der Ereignisse ist in der Schilderung wichtiger als die Ereignisse selbst. So verweisen literarische Briefformen, wie der Briefroman, auf den eigentlichen pragmatischen Brief zurück.<sup>40</sup>

Die unmittelbar wirkende Darstellung von „Erlebten“ und „Empfundenen“ im Brief entsteht durch die geringe Distanz zwischen dem Erleben selbst und dem Aufschreiben. Seine Blütezeit erlangte der Briefroman ebenso wie der Privatbrief mit der Verbreitung der Empfindsamkeit, durch die der Ausdruck individueller Gefühle literaturfähig gemacht wurde.<sup>41</sup>

Als Vorbilder für literarische Briefe in Deutschland gelten Samuel Richardsons und Jean-Jacques Rousseaus Briefromane. Sie sind Teil einer literarischen Kultur, in der sich veröffentlichte Briefsammlungen und Romane aus Briefen gegenseitig ergänzen und beeinflussen. Intimität verbindet sich mit einem moralischen Inhalt.<sup>42</sup>

Schon zu Richardsons Lebenszeit wurden Übersetzungen seiner Briefromane *Pamela* (1740) und *Clarissa* (1748) veröffentlicht und viel gelesen. Zuvor waren in erster Linie Liebes- und Abenteuerromane in Briefform bekannt. Richardson erweiterte diese Palette um Milieuschilderungen und eine moralische Belehrung. Der Briefroman wirkt so als „natürliche“ Kunstform und gewann im

---

<sup>38</sup> Vgl. Voßkamp: Dialogische Vergegenwärtigung beim Schreiben und Lesen, S. 106-107.

<sup>39</sup> Vgl. Voßkamp: Dialogische Vergegenwärtigung beim Schreiben und Lesen, S. 112-113.

<sup>40</sup> Vgl. Nickisch: Brief, S. 188-189.

<sup>41</sup> Vgl. Nickisch: Brief, S. 189-192.

<sup>42</sup> Vgl. Mattenklott: Briefroman, S. 187.



bürgerlichen Leben zur Zeit der Aufklärung an Bedeutung. Richardsons Briefromane haben vor allem die seelische und innere Entwicklung der Protagonistin zum Inhalt. In Rousseaus *Julie ou la Nouvelle Héloïse* (1761) liegt der Schwerpunkt auf der Schilderung der Innerlichkeit und Individualität der Protagonisten. Die Selbstentblößung spielt hier eine wichtige Rolle, auch wenn die moralische Rechtfertigung der geschilderten Handlung im zweiten Teil durch Vernunftprinzipien erfolgt.<sup>43</sup>

Gellert hat nicht nur einen wichtigen Briefsteller verfasst, sondern seine Theorie auch selbst angewandt und den Briefroman *Das Leben der schwedischen Gräfin von G.* (1747) veröffentlicht, in dem die Gräfin ihr Leben in Briefen schildert. Er gilt nach Mattenklott als der erste bedeutende deutschsprachige Briefroman.<sup>44</sup> Den nächsten Höhepunkt der Briefliteratur bildet Johann Wolfgang von Goethes *Die Leiden des jungen Werthers* (1774)<sup>45</sup>. Bis zu diesem Zeitpunkt erlangte jedoch nicht nur der Briefroman große Erfolge, sondern auch andere Texte in Briefform wie zum Beispiel Gotthold Ephraim Lessings *Literaturbriefe* (1759)<sup>46</sup> und veröffentlichte reale Briefwechsel.<sup>47</sup>

Mit Goethe beginnt eine neue Etappe des Briefromans, die allerdings nicht als Höhepunkt einer formgeschichtlichen Entwicklung gesehen werden kann. Die Voraussetzungen für den „natürlich“ geschriebenen, empfindsamen Brief haben ihre Gültigkeit erlangt. Der Briefverkehr ist nun ein Teil tatsächlicher sozialer Kommunikation. Im Privatbrief werden Informationen, Gedanken und Gefühle ausgetauscht. So wird auch die Briefsituation im literarischen Text, selbst in monologischer Form, als authentisch angesehen. Die moralische Aussage, die in der Aufklärung den größten Stellenwert hatte, tritt hinter die Schilderungen der reinen Bekenntnisse eines empfindsamen Individuums. Das mit der Gesellschaft in Konflikt stehende Individuum ist das Thema der Sturm und Drang-Bewegung und deren Schriften. Dies führt zu einem großen Einschnitt in

---

<sup>43</sup> Vgl. Mattenklott: Briefroman, S. 195-196.

<sup>44</sup> Vgl. Mattenklott: Briefroman, S. 189.

<sup>45</sup> Goethe, Johann Wolfgang von: *Die Leiden des jungen Werthers* (1774). Stuttgart: Reclam 2001.

<sup>46</sup> Lessing, Gotthold Ephraim: *Briefe, die neueste Literatur betreffend* (1759). Hg. u. komm. von Wolfgang Bender. Stuttgart: Reclam 1972.

<sup>47</sup> Vgl. Mattenklott: Briefroman, S. 192.

die Geschichte und Funktion des Briefromans und der Aufklärung generell. Ein Brief vertritt hier nicht mehr nur die Stelle eines Gesprächs, sondern besitzt einen bestimmten Ausdruckswert: Er schildert „Ausschweifung und Einkehr, Erleben und Reflexion, Dehnung und Kontraktion“<sup>48</sup>. Alle Empfindungen und Gedanken des Individuums haben hier Platz. Die bürgerliche Gesellschaft hindert Werther am Ausleben seiner „vitalen Lebensrechte“<sup>49</sup>. Er ist als Individuum gefangen in der Gesellschaft. Die „Versöhnung“ von Individuum und Gesellschaft wird in der späteren Form des Bildungsromans versucht.<sup>50</sup> Die Reflexion der Gefühle und die Spontaneität in der Briefform herrscht nun seit *Den Leiden des jungen Werthers* vor.<sup>51</sup>

Neben der Gefühlsausprache gibt es noch weitere Funktionen des literarischen Briefs bzw. Briefromans, wie die oben bereits erwähnte Besprechung familiärer Themen oder die moralische Selbstreflexion. Auch sprachlich nähern sich die BriefeschreiberInnen dem Alltag an. Diese Elemente verlieren allerdings spätestens seit der Klassik an Bedeutung.<sup>52</sup> Zudem wird dem Brief auf Grund der Ausweitung des Post-, Verkehrs-, und Zeitungswesens als privates Kommunikationsmittel keine so große Rolle mehr zugeschrieben. Briefeschreiben gilt nun als anachronistisch und büßt so auch seinen literarischen Reiz ein.<sup>53</sup>

Für die Entwicklung des deutschen Frauenromans trägt der Briefroman jedoch eine große Bedeutung. In Deutschland erschien 1771 *Die Geschichte des Fräuleins von Sternheim* von Sophie von La Roche. Als erster Roman einer Frau wurde er später auch als erster deutscher Frauenroman gehandelt. Zunächst erschien er allerdings anonym, wurde von Christoph Martin Wieland herausgegeben und mit einem umfangreichen Vorwort versehen. Der Roman wird allerdings nicht dezidiert als Briefroman veröffentlicht, sondern mit dem Zusatz: „Von einer Freundin derselben aus Original Papieren und andere

---

<sup>48</sup> Mattenklott: Briefroman, S. 198.

<sup>49</sup> Mattenklott: Briefroman, S. 198.

<sup>50</sup> Vgl. Mattenklott: Briefroman, S. 196-199.

<sup>51</sup> Vgl. Mattenklott: Briefroman, S. 200.

<sup>52</sup> Vgl. Runge, Anita: Die Dramatik weiblicher Selbstverständigung in den Briefromanen Caroline Auguste Fischers. In: Die Frau im Dialog. Hrsg. von Anita Runge u. Liselotte Steinbrügge. Stuttgart: Metzler 1991, S. 93.

<sup>53</sup> Vgl. Nickisch: Brief, S. 187-192.

zuverlässigen Quellen“<sup>54</sup>. Es handelt sich hier um einen Briefroman, dessen fiktivem Charakter noch keine große Bedeutung zukam. Vielmehr wurde er als authentische Darstellung eines weiblichen Lebens gesehen. Wie auch bei Richardsons *Pamela* und *Clarissa*, Gellerts *Leben der schwedischen Gräfin von G.* und Rousseaus *Julie ou la Nouvelle Héloïse* ist auch hier die zentrale briefescheibende Figur eine Frau. Der Briefroman erreichte einen unerwarteten Erfolg bei der bürgerlichen, insbesondere der weiblichen, Leserschaft. Es zeigt sich, dass von Anfang an das Leben von Frauen Inhalt und Thema der Gattung Briefroman war, welche dann zudem mehrheitlich von Leserinnen konsumiert wurde. Die Entwicklung des Romans an sich wurde schon zu Beginn mit „Insignien des Weiblichen“<sup>55</sup> ausgestattet. So knüpft auch die Handlung der *Geschichte des Fräuleins von Sternheim* an diese Vorbilder an.<sup>56</sup> Polyperspektivisch wird hier das Leben einer Adelligen geschildert, die allerdings nach bürgerlicher Gesinnung lebt und durch ihre Tugendhaftigkeit den Angriffen männlicher Verehrer nicht erliegt.<sup>57</sup> Der Fokus liegt hier auf der Schilderung der weiblichen Tugenden, die eine Frau an ein Leben als Hausfrau, Gattin und Mutter binden.<sup>58</sup> Es werden aber auch seelische und innere Vorgänge beschrieben, die den „Charakter“ des Fräulein von Sternheim entwickeln.<sup>59</sup> Zudem geht sie trotz der gängigen vorherrschenden tugendhaften Weiblichkeitsentwürfe auch andere Wege. Im Zuge der Erkenntnis, den falschen Mann geheiratet zu haben, begibt sie sich auf den Weg zur Selbstfindung und Selbstbestimmtheit. Sie genießt als Kind eine gute Bildung und wird nun als Erzieherin, Lehrerin, Fürsorgerin und Gesellschafterin tätig. Sie stellt damit ein aktives, berufstätiges und selbstbestimmtes Frauenbild dar. Diese Eigenschaften verbleiben aber in den engen Grenzen des weiblichen Lebens. Ein Ausbruch aus den weiblichen Schranken der patriarchalen Gesellschaft ist hier nicht möglich. Der alternative Lebensentwurf ist noch an

---

<sup>54</sup> La Roche, Sophie von: *Geschichte des Fräulein von Sternheim*. Hrsg. von Barbara Becker-Cantarino. Stuttgart: Reclam 2006, S. 7.

<sup>55</sup> Meise, Helga: *Der Frauenroman. Erprobung der Weiblichkeit*. In: *Deutsche Literatur von Frauen*. Band 1. Hrsg. von Gisela Brinker-Gabler. München: Beck 1988, S. 436.

<sup>56</sup> Vgl. Meise: *Der Frauenroman*, S. 435-436.

<sup>57</sup> Vgl. Blinn, Hansjürgen: *Das Weib wie es seyn sollte. Der weibliche Bildungs- und Entwicklungsroman um 1800*. In: *Frauen Literatur Geschichte. Schreibende Frauen vom Mittelalter bis zur Gegenwart*. Hrsg. von Hiltrund Gnüg u. Renate Möhrmann. Frankfurt/Main: Suhrkamp 2003, S. 83.

<sup>58</sup> Vgl. Meise: *Der Frauenroman*, S. 438.

<sup>59</sup> Vgl. Meise: *Der Frauenroman*, S. 437.

das tugendhafte Idealbild der Frau gebunden.<sup>60</sup> Da eben um 1800 ein Briefroman als authentisches Lebensdokument betrachtet wird, muss sich auch das Fräulein von Sternheim den zeitgenössischen Weiblichkeitsbildern unterwerfen, um beim Publikum angenommen zu werden. Die Entwicklung des Briefromans von der moralischen Läuterung (Richardson) bis zur gesteigerten empfindsamen Innerlichkeit (Goethe) wird vom Wandel des tugendhaften Frauenbildes zum empfindsamen Frauenbild begleitet. In diesem Sinne steht Sophie von La Roche mit ihrem Roman an einer Schnittstelle. Die Korrelation von Frauenbild und Frauenliteratur soll im nächsten Kapitel erläutert werden.

## **2.3. Frauenbild und Frauenliteratur**

### **2.3.1. Die Entwicklung des Frauenbriefes**

In der Literaturwissenschaft spielt das Geschlecht als kulturelle Kategorie eine immer größere Rolle. Vor allem in den Gattungen Brief und Briefroman sind viele Autorinnen vertreten. Ab dem 17. Jahrhundert tauchte vermehrt der Privatbrief als Kommunikationsmittel auf und wurde als eines der wichtigsten Medien für „weibliches Schreiben“ gehandelt. In ihm ist es möglich, sowohl Gedanken als auch Gefühle auszudrücken. Als authentisches Zeugnis dokumentiert er Lebensräume, Mentalitäten und Probleme. Obwohl die Tradition der Musterbriefe weit verbreitet war, kommt der Privatbrief in erster Linie ohne feste Schreibkonventionen aus. Er erlaubt trotz seines Authentizitätscharakters viel Raum für Erfindungen der Schreiberin, fiktive Selbstdarstellungen und Selbstreflexionen und damit einhergehend auch eine Ästhetisierung und Literarisierung der Briefform. Virginia Woolf, die selbst viele literarische Briefe geschrieben hat, erkennt den Brief als „Schule der schreibenden Frauen“<sup>61</sup>. Im 17. und 18. Jahrhundert galt es als lächerlich, wenn Frauen ein Buch schreiben wollten. Das Verfassen von Briefen war hingegen

---

<sup>60</sup> Vgl. Blinn: Das Weib wie es seyn sollte, S. 84-85.

<sup>61</sup> Becker-Cantarino, Barbara: Leben als Text. Briefe als Ausdrucks- und Verständigungsmittel in der Briefkultur und Literatur des 18. Jahrhunderts. In: Frauen Literatur Geschichte. Schreibende Frauen vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Hrsg. von Hiltrund Gnüg u. Renate Möhrmann. Frankfurt/Main: Suhrkamp 2003, S. 129.

angesehen. Die Sammlungen von fiktiven Briefen haben sich dann weiterentwickelt zu Briefromanen.<sup>62</sup>

Der verstärkte Briefverkehr im 18. Jahrhundert beruhte auf fehlender Geselligkeit durch die oft weite räumliche Trennung. Mit dem Postverkehr entwickelte sich auch ein verstärktes Mitteilungsbedürfnis. Für das Bildungsbürgertum und die vermögende Mittelschicht entflammte eine Briefleidenschaft. Viele Freund- und Bekanntschaften wurden allein durch Briefe geknüpft. Oftmals kam es nicht einmal zu einem einzigen persönlichen Treffen. Die Briefe galten vielfach als Ersatzmittel für fehlende Kontaktmöglichkeiten, insbesondere bei Frauen. Da das Reisen teuer und beschwerlich gewesen ist, war ihre Bewegungsfreiheit außerhalb ihres Wohnsitzes sehr eingeschränkt. Die Aktivitäten der Frauen des gehobenen Bürgertums und des Landadels waren auf den familiären Lebenskreis beschränkt. Das Verlassen ihres Stadthauses oder Landgutes war nur in standesgemäßer Begleitung und mit Anlass erlaubt. In ihrer isolierten und unbeweglichen Lage hatten sie nur durch den Brief die Möglichkeit, sich BriefpartnerInnen und der Welt mitzuteilen und konnten so über die Entfernung hinweg Freundschaften pflegen. Anzumerken ist jedoch, dass diese Art der Kommunikation ein Privileg der oberen sozialen Schichten war. Das Kleinbürgertum und die Unterschicht waren davon ausgenommen, da deren Mitglieder nur in den seltensten Fällen lesen und schreiben konnten und die Zeit für solche Mußestunden knapp bzw. gar nicht vorhanden war. Zudem fehlten die finanziellen Mittel, um den damals noch sehr teuren Postdienst zu nutzen. Vereinzelt haben sich dennoch Briefe von Verfasserinnen der unteren Schicht erhalten, wie die von Anna Louisa Karsch, genannt Karschin<sup>63</sup>. Im Großen und Ganzen betraf die Leidenschaft des Briefeschreibens vor 1800 jedoch meist nur gebildete und wohlhabende Frauen.<sup>64</sup>

Nur selten waren die Frauenbriefe des 18. Jahrhunderts allein für die Augen des/der EmpfängerIn bestimmt. In der Zeit der Empfindsamkeit wurden sie, wie

---

<sup>62</sup> Vgl. Becker-Cantarino: *Leben als Text*, S. 129-130.

<sup>63</sup> Näheres zu Anna Louisa Karsch siehe Schläffer, Hannelore: *Naturpoesie im Zeitalter der Aufklärung. Anna Louisa Karsch. (1722 - 1791). Ein Porträt.* In: *Deutsche Literatur von Frauen.* Band 1. Hrsg. von Gisela Brinker-Gabler. München: Beck 1988, S. 313-324.

<sup>64</sup> Vgl. Becker-Cantarino: *Leben als Text*, S. 130-132.

die Briefe ihrer männlichen Kollegen, weiter gereicht und zum Teil auch abgeschrieben. Das Vorlesen im geselligen Kreis galt als wichtige Form der Unterhaltung. Erst als persönliche Beziehungen und individuelle Empfindungen immer weniger Raum im öffentlichen Leben einnahmen, wurden die Briefe von Frauen zu reinen Privatbriefen, die nur für die Rezeption einer einzigen Person verfasst wurden. Damalige Frauenbriefe spiegeln in erster Linie den familiären Lebensbereich und haben in der Regel keinerlei politische, gelehrsame oder geschäftliche Dimension, denn Frauen waren von diesem Leben ausgeschlossen. Nur vereinzelt hatte sie die Befugnis dazu, wie zum Beispiel Kaiserin Maria Theresia.<sup>65</sup>

Den Inhalt der weiblichen Briefliteratur bildet die eigene Person und Rolle sowie der häuslich familiäre Kreis. Es werden die Familie und die Gesellschaft, in der die Verfasserinnen leben und erleben, geschildert. Das Hauptaugenmerk liegt auf der Darstellung des eigenen Ichs und der menschlichen, persönlichen Umwelt. Dies stellt den entscheidenden Unterschied zwischen damaligen Frauenbriefen und Männerbriefen dar. Bei zweitgenannten stehen Themen wie Politik, Philosophie, Religion und Gelehrtentum sowie andere wissenschaftliche Fragestellungen im Vordergrund.<sup>66</sup>

Die zunehmende Literarisierung des Briefes spiegelt die sich entwickelnde sprachliche Ausdrucksfähigkeit der Frau aus dem Bürgertum. Es wird eine gewisse wachsende sprachliche Gewandtheit und eine geistige Regsamkeit erkennbar. Durch das den Männern vorbehaltene Bildungssystem war der weibliche Schreibstil aphoristisch und geprägt von Gedankenassoziationen und -sprüngen. Mit der fehlenden Tradition erlangten die schreibenden Frauen die Chance, neue Möglichkeiten und Formen des Schreibens zu schaffen.<sup>67</sup>

### **2.3.2. Frauenbilder und Frauenbildung**

Im späten 18. Jahrhundert stieg der Anteil der bürgerlichen Frauen am literarischen Markt kontinuierlich. Neben privaten Briefen schrieben sie

---

<sup>65</sup> Vgl. Becker-Cantarino: Leben als Text, S. 132-133.

<sup>66</sup> Vgl. Becker-Cantarino: Leben als Text, S. 132-133.

<sup>67</sup> Vgl. Becker-Cantarino: Leben als Text, S. 135.

vermehrt Romane, da diese Gattung wegen der fehlenden antiken Tradition nicht zur höheren Literatur gehört hatte und keine strengen Regeln besaß. Da den Frauen nicht die gleichen Bildungsmöglichkeiten offen standen wie den Männern und sie so auch nicht viel über tradierte Schreibkonventionen wissen konnten, erlangten sie mit Hilfe des Romans einen einfacheren Zugang zur Literatur. Durch das Schreiben und Lesen von Briefen konnten sie ihre Schreibfähigkeit testen, um ihren eigenen Stil zu entwickeln.<sup>68</sup>

Die Förderung der weiblichen Schreibfähigkeit erfolgte zunächst passiv durch das Lesen von Wochenschriften. Eine Wochenschrift, die gleichzeitig auch als erste deutsche Frauenzeitschrift angesehen wurde, trug den Titel *Die vernünftigen Tadlerinnen* und wurde erstmals 1725 von Johann Christoph Gottsched herausgegeben. Unter der fiktiven Verfassergesellschaft von drei weiblichen Pseudonymen (Calliste, Iris und Phyllis) suggerierte er den Leserinnen, dass die Texte tatsächlich von weiblichen Autoren stammen, denen sie nun nacheifern konnten. Die drei fiktiven Herausgeberinnen entsprachen Gottscheds Ideal der „gelehrten“ Frau.<sup>69</sup>

Diese und andere Wochenschriften der Aufklärung hatten das Ziel, eine neue Leserschicht zu etablieren und ihren Verstand zu bilden. Mädchen und Frauen des Bürgertums und Landadels konnten als neu mobilisierte Lesergruppe identifiziert werden. Nur reichere Familien konnten es sich leisten, ihre Töchter durch Hauslehrer unterrichten zu lassen. Arbeiterinnen und Dienstbotinnen war es nicht möglich sich über die Elementarkenntnisse hinaus, die in Mädchenschulen vermittelt wurden, weiterzubilden. Auch wenn die literarische Bildung für Frauen bereits in früheren Epochen angestrebt worden ist, in der Aufklärung schenke man ihr besondere Aufmerksamkeit. Zunächst wurde den Frauen in den Wochenschriften die Befähigung zur Auseinandersetzung mit „nützlichen und schönen Wissenschaften“ zugesprochen. In den *Vernünftigen Tadlerinnen* beispielsweise beklagten die fiktiven HerausgeberInnen auch das Unwissen vieler Angehöriger ihres Geschlechts und erkannten, dass daran die Erziehung Schuld trägt. Frauen seien genau in demselben Maß wie Männer zur

---

<sup>68</sup> Vgl. Untersuchungen zum Roman von Frauen um 1800. Hrsg. von Helga Gallas u. Magdalene Heuser. Tübingen. Max Niemayer 1990, S. 1-2.

<sup>69</sup> Vgl. Bovenschen: Die imaginierte Weiblichkeit, S. 92-93.

Gelehrsamkeit befähigt. Die weibliche „Gelehrsamkeit“ unterschied sich aber von der männlichen, da Frauen von den „strengen“ und „höheren“ Wissenschaften, wie Theologie, Rechtswissenschaften und Medizin noch immer ausgeschlossen wurden. Die Wochenschriften differenzierten jene Literatur und Themengebiete, die für die Bildung der Frauen als nützlich erschienen. Ihre Bildungsbereiche waren Moral, Geographie, „Haushaltungswissenschaft“, Geschichte, Naturkunde und die „Schöne Literatur“. Das Wissen solle sie aber nicht dazu auffordern, Nachforschungen anzustellen oder gar einen Beruf in diesem Bereich auszuüben. Die Ausbildung des Verstandes und der menschlichen Vervollkommnung im Sinne der Aufklärung war das Ziel der Wissensvermittlung. Zudem sei diese Bildung auch der sittlichen Veredelung und der Ausbildung weiblicher Tugenden, deren Ideal in den Wochenschriften portraitiert wird, von Nutzen. Die Pflichten als Hausfrau, Gattin und Mutter sollten nicht vernachlässigt werden und stünden der weiblichen „Gelehrsamkeit“, wie sie in den Wochenschriften propagiert wird, nicht im Wege.<sup>70</sup> Im Sinne des Rationalismus entstand nun das Frauenbild der „Gelehrten“, das sich gänzlich von dem sinnlichen und mystisch hexenhaften Frauenbild der Vergangenheit entfernt.<sup>71</sup> In späteren Wochenschriften stand die schöngeistige Bildung für Frauen im Vordergrund. Die Bildung der Frau sollte nun mehr mit Gefühl und weniger mit Verstand vermittelt werden. Besonders betont wurde auch die Anmut und Leichtigkeit sowie die spezielle Befähigung zum Ausdrücken von Empfindungen und die Einbildungskraft.<sup>72</sup>

Wie zuvor bereits erwähnt, animierte ab Mitte des 18. Jahrhunderts Gellert die Frauen in seiner *Abhandlung vom Guten Geschmacke in Briefen* und seinen Korrespondenzen dazu, Briefe zu schreiben. Als Vorbilder sollten die Briefe französischer Epistolographinnen des 17. Jahrhunderts, insbesondere Madame

---

<sup>70</sup> Vgl. Martens, Wolfgang: Die Botschaft der Tugend. Aufklärung im Spiegel der deutschen moralischen Wochenschriften. Stuttgart: Metzler 1968, S. 520-529.

<sup>71</sup> Vgl. Bovenschen: Die imaginierte Weiblichkeit. Exemplarische Untersuchungen zu kulturgeschichtlichen und literarischen Präsentationsformen des Weiblichen. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1979, S. 92-93.

<sup>72</sup> Vgl. Martens: Die Botschaft der Tugend, S. 531.



de Sevigné<sup>73</sup>, und die Briefromane von Richardson und Gellert selbst dienen, da in diesen Fällen die fiktiven Briefeschreiber weiblich waren.<sup>74</sup>

Gellerts Weiblichkeitsbild ist von patriarchalen Vorstellungen geprägt. Offen bleibt jedoch, ob er für die unterschiedlichen Wesensmerkmale biologische oder erzieherische Hintergründe als verantwortlich erkennt. Deutlich ist, Gellert will Frauen ins geistige Leben integrieren und bietet ihnen eine Chance und Grenze in einem.<sup>75</sup> Er meint, dass Frauen,

*oft natürlichere Briefe schreiben, als Mannspersonen. Die Empfindungen der Frauenzimmer sind zarter und lebhafter, als die unsrigen. Sie werden von tausend kleinen Umständen gerührt, die bey [sic!] uns keinen Eindruck machen. Sie werden nicht allein öfter, sondern auch leichter gerührt, als wir [...] und weil sie nicht durch die Regeln der Kunst ihrem Verstande eine ungewöhnliche Richtung gegeben haben: so wird der Brief desto freyer [sic!] und weniger ängstlich.<sup>76</sup>*

Jemand, der „zarte und glückliche Empfindungen“ habe, verfasse gute Briefe. Da Frauen eben diese „zarten und lebhaften Empfindungen“ haben, würden sie natürlichere Briefe schreiben. Ihr Stil sei freier und weniger ängstlich, weil ihr Verstand nicht bereits durch die Regeln früherer strenger Briefsteller gelenkt worden ist. Zudem seien ihre Gedanken und Eindrücke leicht und wechseln rasch.<sup>77</sup> Die natürliche, ungezwungene und abwechslungsreiche Form des Briefes, ohne gekünstelte sprachliche Wendungen und rhetorische Floskeln, entspreche vorgeblich der weiblichen Natur. Für Gellert besteht also eine enge Verbindung der weiblichen Natur mit den Gattungsmerkmalen des Briefes. Die Frau sei somit als Briefschreiberin prädestiniert.<sup>78</sup> Gellerts Ermunterung zum Verfassen von Briefen ist mit der weiblichen Rollenzuschreibung kongruent, was dazu beigetragen hat, dass Frauen sich auf dem literarischen Markt

---

<sup>73</sup> Vgl. Gellert: Briefe, nebst einer praktischen Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen, S.137.

<sup>74</sup> Vgl. Arto-Haumacher, Rafael: Gellerts Briefpraxis und Brieflehre. Der Anfang einer neuen Briefkultur. Wiesbaden: Deutscher Universitätsverlag 1995, S. 231-232.

<sup>75</sup> Vgl. Arto-Haumacher: Gellerts Briefpraxis und Brieflehre, S. 233-234.

<sup>76</sup> Gellert: Briefe, nebst einer praktischen Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen, S. 136.

<sup>77</sup> Vgl. Gellert: Briefe, nebst einer praktischen Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen, S.136-137.

<sup>78</sup> Vgl. Runge/Steinbrüggen (Hrsg.): Die Frau im Dialog. Studien zu Theorie und Geschichte des Briefes. Stuttgart: Metzler 1991, S. 7-11.

präsentieren konnten, obwohl das nicht die vorrangige Absicht der Förderer war.<sup>79</sup>

Trotz aller theoretischen Ideale zur Verbesserung der weiblichen Bildung standen Frauen nicht die gleichen Möglichkeiten wie Männern zu Verfügung. Daher öffnete Gellerts pädagogische Absicht mittels Brief den Frauen die Welt und das Tor zur Erweiterung ihrer Kenntnisse, da sie sonst auf das häusliche Leben beschränkt waren. Die thematische Eingrenzung ergab sich aber allein schon durch die fehlende Vorbildung und Sozialisierung.<sup>80</sup> Der Briefwechsel diente, wie auch die „Moralischen Wochenschriften“, der Vermittlung eines tugendhaften Frauenbildes und dessen Ausbildung. Gellert gab vor, wie eine Frau zu sein hat und wies auf die Bestimmung der Frau und ihre tugendhaft empfindsam geprägten Verhaltensmuster hin. Die Tugendhaftigkeit sei das Ideal der Frau. Dadurch ver helfe sie ihrem Gatten zu Glückseligkeit, ohne die häuslichen Pflichten zu vernachlässigen.<sup>81</sup>

Das Aufleben der Briefkultur hat dazu beigetragen, die Frau als Schreiberin zu fördern, was ihr die Teilnahme am üblichen bürgerlichen Diskurs und den damit einhergehenden Verkehrsformen ermöglichte. Die Propagierung der Gleichstellung zwischen Mann und Frau barg dennoch einen Widerspruch in sich. Frauen sollten sich trotz der neuen Bildungs- und Kommunikationsmöglichkeit der häuslichen Sphäre und ihren Pflichten als Mutter und Gattin nicht zu sehr entfremden.<sup>82</sup> Der Brief erschien als ideales Mittel, um diesem Spannungsverhältnis zu entfliehen. Aus dem privaten Feld heraus erlangten Frauen durch die Korrespondenz mit Männern einen Zugang zur bürgerlichen Öffentlichkeit, die dann aber wiederum allein von männlich dominierten Normen bestimmt wird.<sup>83</sup> In einem Brief an eine ungenannte Mademoiselle ohne genaue Datumsangabe aus dem Jahr 1756 erläutert Gellert den Nutzen der weiblichen Bildung.

---

<sup>79</sup> Vgl. Arto-Haumacher: Gellerts Briefpraxis und Brieflehre, S. 231-232.

<sup>80</sup> Vgl. Arto-Haumacher: Gellerts Briefpraxis und Brieflehre, S. 236-237.

<sup>81</sup> Vgl. Arto-Haumacher: Gellerts Briefpraxis und Brieflehre, S. 242-245.

<sup>82</sup> Vgl. Bovenschen: Die imaginierte Weiblichkeit, S. 131.

<sup>83</sup> Vgl. Arto-Haumacher: Gellerts Briefpraxis und Brieflehre, S. 232.

*Gelehrte Frauenzimmer braucht die Welt, denke ich, nicht sehr; aber ein Frauenzimmer das gleich Ihnen, sich durch das Lesen guter Bücher, den Verstand, das Herz und den Geschmack bildet, ist ihrem Hause, ihren Freunden, einem künftigen Manne, Vergnügen, Glück und Ruhe. Sie wird schreiben, ohne ihre andern Pflichten zu vergessen, und dadurch, daß [sic!] sie gut zu denken weis [sic!], wird sie ihren übrigen Verrichtungen, auch den geringern, noch einen gewissen Reiz, und ihren Tugenden eine größere Anmuth [sic!] geben. Sie also, meine neue liebenswürdige Freundin [sic], zur Fortsetzung im Lesen und Schreiben zu ermuntern, halte ich für meine Pflicht [...].<sup>84</sup>*

Gegen diese vernunftgeleiteten Gleichheitsbestrebungen im Sinne und Rahmen der Aufklärung wendet sich die Normierung der Polarisierung der Geschlechtscharaktere. Diese Theorie besagt, dass jeder/jede je nach Geschlecht bestimmte, dem anderen Geschlecht entgegengesetzte Eigenschaften besitze, die sich aus der Biologie und Bestimmungen der Natur ableiten und im Inneren des Menschen verankert wären. Einer ihrer ersten Vertreter war Rousseau.<sup>85</sup> In seinem 1762 erschienen Erziehungsroman *Émile oder Über die Erziehung* geht Rousseau davon aus, dass die Frau dem Mann naturgemäß untergeben sei und nur seinetwegen existieren würde. Er spricht ihr somit einen „bildungsmäßigen Eigenwert“<sup>86</sup> ab und beschränkt ihre Bestimmung auf Ehe und Familie. Das Leben einer Frau wurde wesentlich durch ihr Geschlecht bestimmt. Ihre Abhängigkeit vom Mann wurde als naturgegeben gesehen, wodurch sie nicht zur Unabhängigkeit erzogen werden musste. Sowohl die Erziehung und als auch Bildung der Frau sollten demnach vollends auf ihr Leben als Mutter und Gattin, geprägt von dienender Liebe, ausgerichtet sein.<sup>87</sup>

Auf diese Ansichten aufbauend wurde im deutschsprachigen Raum eine Generation später von Philosophen, unter anderem von Immanuel Kant, Wilhelm von Humboldt und Johann Gottlieb Fichte über die naturbestimmten polarisierenden Geschlechtscharaktere diskutiert. Die wiederum hatte Auswirkungen was auf die Anthropologie, die Biologie und die Medizin. Das in

---

<sup>84</sup> Gellert: Briefwechsel. Band 2. 1756 - 1759. Hrsg. von John F. Reynolds. Berlin/New York: De Gruyter 1987, S. 81.

<sup>85</sup> Vgl. Hausen, Karin: Die Polarisierung der Geschlechtscharaktere - Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs und Familienleben. In: Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas. Neue Forschungen. Hrsg von Werner Conze. Stuttgart: Klett 1976, S. 363 -369.

<sup>86</sup> Blinn: Das Weib wie es seyn sollte, S. 81.

<sup>87</sup> Vgl. Blinn: Das Weib wie es seyn sollte, S. 81.

der Theorie postulierte Geschlechterverhältnis basiere auf Dichotomien wie „Draußen und Drinnen, Ratio und Gefühl, Aktivität und Passivität, Geist und Stoff, Wille und Natur“<sup>88</sup>. Das Frauenbild sei gänzlich auf Inferiorität ausgelegt und geprägt von religiös theologischen Bestimmungen, wodurch eine Chancengleichheit nicht möglich ist. Die Bestimmung der Frau sei das Leben im Haus als Gattin, Mutter und Hausfrau. Weitere Entfaltungsmöglichkeiten wären auch auf Grund der ungleichen Bildungsmöglichkeiten nicht erlaubt und erreichbar.<sup>89</sup> Der Mann wurde als „Bildungswesen“ und „richtungsweisend“ definiert, die Frau als „Naturwesen“, das gänzlich ungerichtet und undifferenziert handelt und durch Bildung ihre „Natürlichkeit“ einbüßen müsste.<sup>90</sup>

Es gab aber auch berühmte Gegenstimmen, die sich für eine umfassende Bildung der Frauen einsetzen, wie Johann Christoph Gottsched, Theodor Gottlieb von Hippel, August Wilhelm Schlegel und Johann Wilhelm Ludwig Gleim. Hippel erkannte, dass der Geschlechtscharakter der Frau nicht eine natürliche Bestimmung, sondern durch kulturelle Entwicklung entstanden ist. Schlegel sprach sich gegen die Polarisierung und für eine Annäherung der Geschlechter aus und Gleim entwickelte und vermittelte eine fortschrittliche Mädchenbildung. Die oben genannten Erkenntnisse der Gegner der „Geschlechtscharaktertheorie“ erhielten auch im Ausland Zuspruch und fanden sich in den Anfängen der Frauenbewegung in Frankreich wieder.<sup>91</sup>

## **2.4. Der Briefroman als weibliche Gattung?**

Die zu Beginn der Aufklärung hoch gelobte gelehrte und sich wissenschaftlich betätigende Frau geriet im Laufe des 18. Jahrhunderts in Verruf und die Gelehrsamkeit wurde durch gesellige private Bildung ersetzt. Die Frau sollte ihre produktiven Geisteskräfte auf das Briefeschreiben konzentrieren, um so die Konkurrenz für Männer in Bezug auf literarische Werke zu vermeiden. Der Brief

---

<sup>88</sup> Vgl. Blinn: Das Weib wie es seyn sollte, S. 81-82.

<sup>89</sup> Vgl. Blinn: Das Weib wie es seyn sollte, S. 81-82.

<sup>90</sup> Vgl. Rohner: In Litteris Veritas, S. 19-20.

<sup>91</sup> Vgl. Blinn: Das Weib wie es seyn sollte, S. 82.

gilt als natürliches Kommunikationsmittel im privaten Bereich und war daher wichtig für die Frauen, deren Leben auf die private und häusliche Sphäre beschränkt war. Sie sollten lernen, gute deutsche Briefe zu schreiben. Der Brief wird zur „weiblichen Paradegattung“.<sup>92</sup> Eine weitere Absicht war, die Gattin und andere Gesprächspartnerinnen interessanter sowie geistig anregender und anziehender zu machen. Durch die Briefe konnten sie den Weg zu einer literarischen Emanzipation und der Schriftstellerei vorbereiten.<sup>93</sup>

Eine bürgerliche und aristokratische Lebensweise machte die Frauen frei für das Schreiben. Die gebildete Mittelklasse war weitaus abhängiger vom vorherrschenden Weiblichkeitsideal, unter anderem ein Resultat der „Geschlechtscharaktertheorie“. Die Entwicklung neuer Prosaformen mit Hilfe des Briefes ging Hand in Hand mit der vermehrten Teilnahme von Frauen am literarischen Markt. Ab Mitte des 18. Jahrhunderts trugen die Frauen einen bedeutenden Anteil am Entstehen der „Schönen Literatur“. Auch wenn die bekanntesten Autoren weiterhin Männer waren, tauchten vermehrt auch Frauen als Schreiberinnen und Leserinnen auf. Ihre Art zu leben, zu denken und zu schreiben, unterwanderte nun die herrschenden literarischen Ausformungen, wofür der weibliche Brief auf Grund des Inhalts und der Form bedeutend war. Auch wenn der Brief nicht als eigene Gattung anerkannt war, so ließ er sich doch in die gängigen Prosaformen einbauen und wurde zu einem konstitutiven Element im Roman. Einer der ersten Verfasser von Briefromanen war der oben bereits genannte Samuel Richardson, dessen Inspiration dafür aus dem geselligen Briefverkehr mit Frauen entstanden ist.<sup>94</sup> Viele derzeit erhaltene Briefe aus dem 18. Jahrhundert stammen von Frauen im Umfeld wichtiger männlicher Persönlichkeiten. Eine geistig aktive Entfaltung von Frauen war nur dort möglich, wo Männer die Freiheit dafür gewährten. Viele Briefe wurden oft nach eigenem Wunsch der Autorin nicht gedruckt. Die Scheu vor der Öffentlichkeit entwickelte sich durch die den Frauen zugeschriebene Rolle.<sup>95</sup>

---

<sup>92</sup> Vgl. Nickisch, Reinhard M.G.: Briefkultur. Entwicklung und sozialgeschichtliche Bedeutung des Frauenbriefs im 18. Jahrhundert. In: Deutsche Literatur von Frauen. Band 1. Hrsg. von Gisela Brinker-Gabler. München: Beck 1988, S. 389-391.

<sup>93</sup> Vgl. Nickisch: Briefkultur, S. 408-409.

<sup>94</sup> Vgl. Becker-Cantarino: Leben als Text, S. 129-146.

<sup>95</sup> Vgl. Nickisch: Briefkultur, S. 391-392.

Bei der literaturhistorischen Einordnung der Briefliteratur, insbesondere des Briefromans als „Frauenliteratur“, ist der so genannte erste Frauenroman *Die Geschichte des Fräuleins von Sternheim* von Sophie von La Roche von Bedeutung. Wieland ermunterte die Autorin, mit der er in regem Briefwechsel stand, dazu, ihren Roman zu veröffentlichen. In dem von ihm verfassten Vorwort betont er immer wieder den „Nutzen des Werkes für das weibliche Geschlecht“<sup>96</sup> und klassifiziert so diesen Briefroman als Frauenroman. In der Vorrede rechtfertigt er die schriftstellerische Tätigkeit einer Frau, ohne darauf zu vergessen, auf das Bescheidenheitsideal und die Natürlichkeit hinzuweisen, die das Weibliche ausmachen. Es sei nie die vorrangige Intention gewesen, ein Werk der Kunst zu schaffen, sondern nützlich zu sein und Gutes zu tun. Die „Nachlässigkeit und Mängel der Sprache“<sup>97</sup> treten hinter die „Originalität der Bilder und des Ausdrucks“<sup>98</sup> zurück. Die Grenzen des tugendhaften Frauenbildes sollten nicht überschritten werden.<sup>99</sup> La Roche hat mit diesem Roman ein wichtiges literatur- und kulturgeschichtliches Zeugnis geschaffen. Er ist sowohl für die Entwicklung des deutschsprachigen Romans, als auch für die sozial- und kulturhistorische Frauenrolle im 18. Jahrhundert bedeutungsvoll.<sup>100</sup>

Auf Grund der konstituierenden Wirkung einer Frau auf das Genre Briefroman zur Blütezeit seiner Entwicklung in der Empfindsamkeit sowie das damit einhergehende empfindsame Weiblichkeitsideal mit der Fähigkeit zum gefragten „natürlichen“ Ausdruck, war der Briefroman im 18. Jahrhundert die beste Möglichkeit für Frauen, sich literarisch zu betätigen. Frauen waren sowohl am Aufstieg des Briefromans als auch an dessen „Verfall“ im Rahmen der trivialisierten Massenlektüre im 19. Jahrhundert beteiligt. Mit Hilfe des Briefromans eroberten sie das literarische Terrain und hielten auch danach noch an dem fest, was den Briefroman im 18. Jahrhundert literaturfähig gemacht hat. Es kam zum Zerfall des Genres in seine widersprüchlichen Bestandteile und die ihm zugrunde liegenden Prämissen wurden in Frage gestellt. Briefe und Briefromane bzw. die Literatur der Empfindsamkeit im

---

<sup>96</sup> Becker-Cantarino, Barbara: Nachwort. In: Sophie von La Roche: *Geschichte des Fräuleins von Sternheim*. Stuttgart: Reclam 2006. Hrsg. von Barbara Becker-Cantarino, S. 396.

<sup>97</sup> Becker-Cantarino: Nachwort, S. 399.

<sup>98</sup> Becker-Cantarino: Nachwort, S. 399.

<sup>99</sup> Vgl. Becker-Cantarino: Nachwort, S. 398 - 399.

<sup>100</sup> Vgl. Becker-Cantarino: Nachwort, S. 382.

Allgemeines war vor allem gefühlsbetont, unmittelbar, in spontanem Stil, authentisch, dokumentarisch, wirklichkeitsabbildend und auch autobiographisch. Auf diese Eigenschaften wurde auch die Literatur von Frauen reduziert. Frauen könnten lediglich nachbilden und daher gestand man ihnen auch keine eigenständige kreative Kunstproduktion zu. Aus diesem Grund wurden Briefe und Briefromane von Frauen oft autobiographisch gedeutet.<sup>101</sup> In Folge dessen kam es zu einer Marginalisierung des Genres und einer Ausgrenzung der Werke von Frauen aus dem literarischen Kanon. Die Entwicklung des Briefromans verläuft somit parallel zu den Stadien der Herausbildung einer männlichen bürgerlichen Subjektivität bzw. deren Problematik. Nach der Frühromantik gilt die Gattung Briefroman als literarischer Außenseiter.<sup>102</sup> Dieter Kimpel spricht in seiner Dissertation *Entstehung und Formen des Briefromans in Deutschland. Interpretationen zur Geschichte einer epischen Gattung des 18. Jahrhunderts* von 1961 sogar davon, dass es nach der Frühromantik ausschließlich weibliche Verfasserinnen in dieser Gattung gibt.<sup>103</sup>

Die Inhalte des Briefromanes waren familiäre Themen, die Möglichkeit der Gefühlsaussprache, moralisch begründete Selbstreflexion sowie sprachliche und stilistische Annäherung an den bürgerlichen Alltag. All diese Komponenten wurden allerdings seit der Klassik in der Literatur nicht mehr hoch geschätzt.<sup>104</sup> Der weibliche Brief wurde nun zunehmend als Ersatz für ein nicht gelebtes Leben und nicht geschriebene autonome Werke gesehen. Im Aktionsradius Familie konnten Frauen Gefühle, Hoffnungen und Wünsche artikulieren, die aus der „männlich geprägten, zweckrational durchorganisierten Berufswelt“<sup>105</sup> ausgeschlossen waren. Als Medium für Bagatellen, Anekdoten und Intimitäten hatten der Brief und auch der Briefroman eine bedeutende Stellung in der familiären Häuslichkeit, aber nur eine marginale Bedeutung für die Literatur des

---

<sup>101</sup> Vgl. Rohner: In *Litteris Veritas*, S. 16-24.

<sup>102</sup> Vgl. Runge: *Die Dramatik weiblicher Selbstverständigung in den Briefromanen Caroline Auguste Fischers*, S. 93-94.

<sup>103</sup> Vgl. Kimpel, Dieter: *Entstehung und Formen des Briefromans in Deutschland. Interpretationen zur Geschichte einer epischen Gattung des 18. Jahrhunderts*. Wien: Diss. phil. 1961, S. 68.

<sup>104</sup> Vgl. Runge: *Die Dramatik weiblicher Selbstverständigung in den Briefromanen Caroline Auguste Fischers*, S. 93-95

<sup>105</sup> Runge/Steinbrügge: *Die Frau im Dialog*, S. 9.

19. und 20. Jahrhunderts. Die Stilmittel des empfindsamen Briefes waren Gefühlsbetontheit, Unmittelbarkeit und Spontanität. Diese Eigenschaften waren auch dem Geschlechtscharakter der Frau im 18. Jahrhundert zugeschrieben, weshalb sie zu der Zeit auch vermehrt am literarischen Markt teilnahmen.<sup>106</sup>

Die zuvor bereits erwähnte „Geschlechtscharaktertheorie“, die mit binären Oppositionen wie „Geist und Körper, Öffentlichkeit und Privatheit sowie Kultus und Natur“<sup>107</sup> arbeitet, geht von einem grundlegenden Unterschied zwischen Mann und Frau aus. Diese Binaritäten gestanden den Frauen als Naturwesen im Gegensatz zum männlichen Kultur- und Geisteswesen nicht zu, zu erfinden, sondern nur nachzuempfinden. Frauen wurde somit jegliche schöpferische und kreative Fähigkeit abgesprochen. Die empfindsame Literatur, die wirklichkeitsnachbildend, gefühlsbetont und autobiographisch wirkt, ist nun für Männer eine neue Form des ästhetischen Ausdrucks. Bei Frauen, die auf diese Charaktereigenschaften beschränkt wurden, bildeten die Stilmittel der Empfindsamkeit eine Reduzierung auf die Gefühlsabbildung und Schilderung der Umgebung. Kreative, empfindsame Produktivität wurde ihnen nicht zugesprochen.<sup>108</sup>

Barbara Becker-Cantarino erkennt auf Grund der großen Zahl an Verfasserinnen im vermehrten Auftreten der Briefliteratur von Frauen eine „Feminisierung der Literatur“<sup>109</sup>. Der Brief als privates Medium wird zum weiblichen Medium, da sie gesellschaftlich an den privaten Raum gebunden waren.<sup>110</sup>

In der Romantik bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts blieb der Brief eine bevorzugte Mitteilungs- und Darstellungsform. Die literarische Verwendung wurde bei den Autoren des „Jungen Deutschland“ oft mit einer politischen Aussage verknüpft. Die „romantischen Frauenbriefe“, zum Beispiel von Caroline Schlegel-Schelling, Bettina von Arnim und Rahel Varnhagen, sind ebenfalls

---

<sup>106</sup> Vgl. Rohner: In *Litteris Veritas*, S. 18-19.

<sup>107</sup> Rohner: In *Litteris Veritas*, S. 19.

<sup>108</sup> Vgl. Rohner: In *Litteris Veritas*, S.19-20.

<sup>109</sup> Vgl. Becker-Cantarino: *Leben als Text*, S. 141.

<sup>110</sup> Vgl. Rohner: In *Litteris Veritas*, S. 20.



literaturhistorisch bedeutsam, auch wenn sie in älteren Untersuchungen großteils autobiographisch gedeutet wurden. Dies rührte wohl auch daher, dass Frauen, ihrer Zuschreibung nach, nichts schaffen, sondern nur nachahmen könnten. Ihnen wurden nur die Gattungen zugestanden, die von Privatheit geprägt waren und wo sie besonders lebensnah und natürlich schreiben konnten. Ein kreativer Prozess wurde ihnen aberkannt und ihre Werke somit auch aus dem literarischen Kanon ausgeschlossen.<sup>111</sup>

Im weiteren Verlauf des 19. Jahrhunderts verlor der traditionelle Briefroman des 18. Jahrhunderts an Bedeutung.<sup>112</sup> Die Stilmerkmale der Empfindsamkeit büßten ihre Beliebtheit ein und die Literatur konzentrierte sich auf neuere Formen. In der Tradition des „weiblichen Schreibens“ spielte die Briefliteratur aber weiterhin eine große Rolle. Zur Lebens- und Schaffenszeit Hedwig Dohms wurden wieder häufiger Briefromane verfasst und veröffentlicht, auch von männlichen Autoren wie zum Beispiel 1895 *Die kleine Komödie* von Arthur Schnitzler, 1903 Franziska zu Reventlows *Ellen Olstjerne* und 1910 Ricarda Huchs *Erzählung in Briefen* und *Der letzte Sommer*.<sup>113</sup>

## 2.5. Der Brief als Falle oder Maske?

Ab dem 18. Jahrhundert nahmen also immer mehr Frauen am literarischen Markt teil. Das gefühlvoll Schwärmerische der Empfindsamkeit beherrschte die damalige Literatur. Auch Männer betraten nun ein Terrain, das vorwiegend mit weiblichen Konnotationen und Eigenschaften behaftet war. Bei Männern wurden diese Stilmerkmale des Empfindsamen als Erweiterung des künstlerischen Ausdrucks angesehen, bei Frauen jedoch nur als Teil ihres naturbestimmten Geschlechtscharakters. Im Gegensatz zu dem von Gottsched geprägten Frauenbild der „Gelehrsamen“, die sich in Versdichtung üben, schrieben diejenigen, die von einem empfindsamen Frauenbild geprägt waren, vorwiegend Briefe, Romane und Briefromane. Silvia Bovenschen erkennt einen

---

<sup>111</sup> Vgl. Rohner: In *Litteris Veritas*, S. 21-22.

<sup>112</sup> Vgl. Rohner: In *Litteris Veritas*, S. 22.

<sup>113</sup> Vgl. Rohner: In *Litteris Veritas*, S. 22.

Zusammenhang zwischen diesen Gattungen und der Teilnahme der Frauen am literarischen Diskurs. Brief, Roman und Briefroman waren im 18. Jahrhundert die literarischen Formen, die mit weniger strengen formalen Regeln behaftet waren. Sie behandelten Themen aus dem familiären häuslichen Umfeld, also jenem Bereich, der den Erfahrungshorizont der Frauen dieser Zeit füllte. Den regelpoetischen Gattungshierarchien zufolge galten sie als inferiore Gattungen. Die „Systemgesetze der literarischen Formen und die poetologischen Auseinandersetzung mit tradierten und neuen Schreibweisen“<sup>114</sup>, strukturierten sowohl „Ausschlüsse als auch Partizipationschancen“<sup>115</sup> der Frauen mit.<sup>116</sup> Durch Gellerts Frauenbild und der damit einhergehenden Ermunterung der Frauen zum Briefeschreiben passten sich die Frauen, indem sie sich durch Briefe erstmals literarisch betätigten und positionierten, diesem empfindsamen Frauenbild an. Bovenschen sieht den Briefroman als „Trojanisches Pferd“<sup>117</sup>, denn durch ihn konnten sich die Frauen Zugang zur literarischen Öffentlichkeit verschaffen. Gleichzeitig wurden sie jedoch auf das empfindsame Weiblichkeitsideal beschränkt.<sup>118</sup>

Silvia Bovenschen konzentrierte sich aber nur auf die von der männlichen Kultur geprägten weiblichen Bilder und berücksichtigt nicht, wie Frauen selbst mit dieser Zuschreibung umgehen, die aus der bevorzugten Entscheidung für den Briefroman hervorgeht. Ab 1800 schrieben Frauen allerdings nicht nur empfindsam didaktische Brief- und Familienromane, sondern einzelne Autorinnen experimentierten mit der Vielfalt und Polarität der erzählerischen Möglichkeiten des Briefromans. So kann nach Anita Runge der Briefroman bei Frauen nicht nur eine Falle, sondern vor allem Maske für eigenständige Auseinandersetzungen mit Fragen zu weiblicher Identität und der Geschlechterbeziehung darstellen.<sup>119</sup> Runge untersuchte dies an der Briefromantrilogie von Caroline Auguste Fischer.<sup>120</sup>

---

<sup>114</sup> Bovenschen: Die imaginierte Weiblichkeit, S. 202.

<sup>115</sup> Bovenschen: Die imaginierte Weiblichkeit, S. 202.

<sup>116</sup> Vgl. Bovenschen: Die imaginierte Weiblichkeit, S. 200-203.

<sup>117</sup> Bovenschen: Die imaginierte Weiblichkeit, S. 200.

<sup>118</sup> Vgl. Bovenschen: Die imaginierte Weiblichkeit, S. 209-211.

<sup>119</sup> Vgl. Runge: Die Dramatik weiblicher Selbstverständigung in den Briefromanen Caroline Auguste Fischers, S. 93-98.

<sup>120</sup> siehe dazu Runge: Die Dramatik weiblicher Selbstverständigung in den Briefromanen Caroline Auguste Fischers, S. 93-111.

Genau wie die Vorurteile gegenüber Frauen hielten sich auch die Vorurteile gegenüber dem Briefroman. Als Medium, das in erster Linie Empfindungen und Gedanken wiedergibt, wurde der Briefroman in der Literaturwissenschaft nach der Romantik oft als nicht ernst zu nehmende Gattung eingestuft, so wie auch Literatur von Frauen größtenteils nicht ernst genommen wurde. Da sich Briefliteratur und Frauenliteratur in ihren ihnen zugeschriebenen Eigenschaften überschneiden, ist die Gleichsetzung der beiden in der Literaturwissenschaft kaum überraschend. Der Briefroman bzw. der Brief an sich war die erste den Frauen zugestandene Möglichkeit, an die Öffentlichkeit zu treten, wodurch die Vermittlung eines bestimmten Frauenbildes gefördert wurde. Erst neuere Forschungen hinsichtlich der Briefliteratur von Frauen lassen eine tiefere Bedeutung und Bandbreite erkennen. Anita Runge erkennt in Caroline Auguste Fischers Briefromanen, dass sie die Gattung als Maske verwendete, um die weibliche Sicht der Geschlechterproblematik zu schildern. Der Brief trägt in diesem Zusammenhang eine konstitutive und erzähltechnische Bedeutung und wurde nicht mangels Alternativen gewählt. Die Gefühlsausprache war für die spätere Literatur nicht mehr von derart großer Bedeutung. Die Vorzüge und Möglichkeiten des Briefromans blieben gattungsgerecht bestehen und fordern mit der Weiterentwicklung neue Ausdrucksformen und Themen heraus.

## **2.6. Hedwig Dohms Verwendung des Briefromans**

Die in dieser Arbeit behandelte Briefromantrilogie „Drei Generationen“ von Hedwig Dohm besteht zu einem großen Teil aus Briefen und Tagebucheintragungen der Protagonistinnen und wurde oft autobiographisch gedeutet. Die Briefromane sind jedoch als fiktive Briefautobiographien zu lesen. Die darin vorkommenden Reflexionen beziehen sich auf die Protagonistinnen, nicht auf die Autorin selbst. Die Briefliteratur, nicht nur bei Hedwig Dohm, suggeriert einen Wirklichkeitsbezug zur realen biographischen Erfahrung. Grund dafür sind der geringe Erzählabstand, die Direktheit der Anrede und der private, freie Ausdruck. Bei Hedwig Dohm entsteht so das Bild, dass die Ich-erzählenden Protagonistinnen ihr eigenes fiktives Leben schildern. Damit wird

den Leserinnen ein hoher Wiedererkennungswert geboten. Problematisch wird es allerdings dann, wenn die Briefe in den Werken auf die Autorin zurückgeführt werden. Eine derartige, rein autobiographische Deutung hatte nicht nur Hedwig Dohm erfahren.<sup>121</sup>

Hedwig Dohm selbst sieht im Briefroman mehr Möglichkeiten als die bloße Wiedergabe von fiktiven Briefen. In ihrer Briefromantrilogie „Drei Generationen“ wird deutlich, dass sie thematisch die dem Briefroman zugeschriebene Häuslichkeit und Privatheit nicht vernachlässigt, sondern sie da einsetzt, wo sie ihren radikalen Forderungen hinsichtlich der Frauenfrage einen Unterbau geben muss, um die Hindernisse im Leben einer Frau um 1900 aufzeigen zu können. So gleichen die behandelten Themen der Briefromane den Themen in Dohms politischen Essays. Die Ausdrucksweisen sind jedoch unterschiedlich. In dieser Arbeit soll gezeigt werden, dass Hedwig Dohm den Briefroman nicht auf Grund des Fehlens anderer Gattungsmöglichkeiten verwendet. Für sie ist der Briefroman eine weitere Möglichkeit, ihren Kritiken und Forderungen zur Frauenfrage Ausdruck zu verleihen. Ihre Briefromane stellen meines Erachtens auch eine Maske dar, eine Maske für ihre radikalen Thesen in den Essays.

### **3. Hedwig Dohms Schriften und literaturhistorische Einordnung**

#### **3.1. Hedwig Dohm und die Frauenbewegung**

In den 1870ern, als Hedwig Dohm ihre ersten Essays veröffentlicht hat, konnte sie mit ihren radikalen Thesen nicht auf Unterstützung hoffen. Wohl gab es Frauenvereine, die sich für eine bessere Mädchenbildung einsetzten und eine Berufsausübung der Frau erreichen wollten, aber an der „natürlichen“ Bestimmung der Frau als Mutter und Gattin festhielten. Hedwig Dohm wollte mehr. Für sie war eine Gleichstellung in allen Bereichen des Lebens von Nöten, um die Frauen aus ihrer rechtlosen Lage herauszuholen.<sup>122</sup> Dabei hatte es

---

<sup>121</sup> Vgl. Rohner: In Litteris Veritas, S.15-23.

<sup>122</sup> Vgl. Rohner, Isabel: Spuren ins Jetzt. Hedwig Dohm - Eine Biographie. Sulzbach/Taunus: Helmer 2010, S. 63-64.

doch bereits zur Zeit der Veröffentlichung von Dohms erstem Essay *Was die Pastoren denken* 1872 einige Bestrebungen gegeben, die eine Veränderung der sozialen und rechtlichen Stellung der Frau und der gesellschaftlichen Rollenzuweisung hervorrufen hätten können. Im Folgenden sollen mit Blick auf den europäischen Kontext die Anfänge der ersten deutschen Frauenbewegung und die Umstände, unter denen Hedwig Dohm ihre radikalen Essays verfasste, erläutert werden.

Einen bedeutenden Wendepunkt für die Rolle der Frau brachte die Französische Revolution (1789). Ihr Resultat ist nicht nur der Fall der absolutistischen Staatsform, sondern auch ein neues, gesteigertes Selbstbewusstsein für die Frauen. Mit den revolutionären Umwälzungen in der gesamten Gesellschaftsstruktur wurde auch die traditionelle Geschlechterbeziehung in Frage gestellt. Es waren zum Großteil Frauen, die 1789 nach Versailles marschierten, um das Parlament in das von Unruhen heimgesuchte Paris zurück zu bringen. Damit haben sie die Teilnahme am öffentlichen Leben nicht nur gefordert, sondern sogar schon ausgeübt.<sup>123</sup> Als allerdings 1791 die Nationalversammlung die erste französische republikanische Verfassung verabschiedete, der die *Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte* als Grundrechte vorangestellt wurde, wurde die Gleichheit der Geschlechter nicht beachtet. Olympe de Gouges, eine Wegweiserin für den neuzeitlichen Feminismus, reagierte darauf mit der *Déclaration des droits de la femme* (Erklärung der Rechte der Frauen als Bürgerrechte). Darin folgt sie dem Wortlaut der 17. Artikel der *Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte* und ändert den Inhalt zu Gunsten der Gleichberechtigung von Mann und Frau. Sie deklariert so die Frauenrechte als Menschenrechte. Später setzte sie sich auch für eine föderalistische Verfassung Frankreichs und die Jakobiner ein, weswegen sie 1793 hingerichtet wurde. Ihre Forderungen haben sich nicht erfüllt.<sup>124</sup>

In Deutschland wurde der Weg zu einer Demokratie erst 1848 bereitet. Damit beginnt auch die Geschichte der ersten deutschen Frauenbewegung, die sich

---

<sup>123</sup> Vgl. Gerhard, Ute: *Frauenbewegung und Feminismus. Eine Geschichte seit 1789*. München: Beck 2009, S. 9-10.

<sup>124</sup> Vgl. Gerhard: *Frauenbewegung und Feminismus*, S. 15-18.

für eine neue politische Öffentlichkeit einsetzte.<sup>125</sup> Beeinflusst durch die gleichzeitige Saint-Simonismus-Bewegung<sup>126</sup>, den beginnenden Frühsozialismus in Frankreich und die Literatur des Jungen Deutschland wollten auch deutsche Schriftstellerinnen die Geschlechterverhältnisse ändern. Anders als die Autorinnen der Romantik, die als Individualistinnen in den Salons auftraten, erkannten sich die Vormärz Autorinnen als „wir“. Schon in zeitgenössischen Literaturgeschichten wird über den Aufstieg der weiblichen Schriftsteller berichtet.<sup>127</sup> In seiner 1860 erschienen *Literaturgeschichte zur Gegenwart* erkennt Robert Prutz, dass die „Frauen eine neue Macht in der Literatur geworden sind. Man begegne ihnen, wie den Juden, immer öfter und im Roman haben sie sogar entschieden die Oberhand eingenommen“<sup>128</sup>. Prutzs Beobachtungen zu Folge traten in den 1840er Jahren also vermehrt Autorinnen auf, die ihre schriftstellerische Tätigkeit auch als Berufsausübung ansahen. In Frankreich und England war dies bereits im 18. Jahrhundert der Fall. Auffallend bei Prutzs Argumentation ist auch, dass seine Sprache an militärische Berichte erinnert, in denen es um „Machtabgrenzung“<sup>129</sup> von zwei gegnerischen Positionen geht. Die Frau (und auch die Juden) sind für ihn gefährliche Gegner auf dem Feld der Literatur. Prutz und seine männlichen Zeitgenossen sahen das Vordringen der Frauen auf dem literarischen Gebiet als grenzüberschreitend und nicht zu den Bestimmungen des Weiblichen passend. Die Autorinnen, wie zum Beispiel Fanny Lewald, Louise Aston und Ida Hahn-Hahn, hatten ihre Unterordnung in der Gesellschaft erkannt und reagierten darauf in ihren Texten, die von der weiblichen Leserschaft auf Grund ihrer Aktualität verschlungen wurden.<sup>130</sup>

---

<sup>125</sup> Vgl. Gerhard: Frauenbewegung und Feminismus. S. 28.

<sup>126</sup> Benannt nach dem Sozialphilosophen Claude Henri Simon (1760 - 1825), dessen Gesellschaftstheorie des „Industrialismus“ darauf beruht, dass die Arbeit ohne Ausbeutung die Grundlage der Gesellschaft sein und die Umorganisation der Gesellschaft durch die Tätigen (les industriels) stattfinden soll. Seine Anhänger entwickelten aus diesen Utopien eine Schule, die sich für die Befreiung und Gleichberechtigung der Frau und ein neues Moralgesetz einsetzten. Vgl. Gerhard: Frauenbewegung und Feminismus, S. 31.

<sup>127</sup> Vgl. Gerhard: Frauenbewegung und Feminismus, S. 29 - 32.

<sup>128</sup> Prutz, Robert: Die deutsche Literatur der Gegenwart. 1848 bis 1858. Band 2. Leipzig: Voigt & Günther 1860, S. 249.

<sup>129</sup> Möhrmann, Renate: „Die Teilnahme der weiblichen Welt am Staatsleben ist eine Pflicht!“. Vormärzautorinnen ergreifen das Wort. In: Frauen Literatur Geschichte. Hrsg. von Hiltrud Gnüg u. Renate Möhrmann: Stuttgart: Suhrkamp 2003, S. 377.

<sup>130</sup> Vgl. Möhrmann: „Die Teilnahme der weiblichen Welt am Staatsleben ist eine Pflicht!“, S. 377-378.

In dieser Umgebung begann auch in Deutschland die „Lerche des Völkerfrühlings“ genannte Louise Otto (später Louise Otto-Peters; 1819 - 1895) sich mit Tendenzliteratur und -lyrik auszudrücken und sich für die Arbeiterbewegung einzusetzen. Sie betonte dabei, dass die Verbesserung der Arbeitssituation der Frauen ebenso wichtig sei wie die der Männer. Ihr Einsatz für die ArbeiterInnen war von Anfang an mit der Frauenfrage verbunden. Im April 1849 gab sie die erste *Frauen Zeitung* heraus und mobilisierte so viele ihrer Mitstreiterinnen.<sup>131</sup> Die *Frauen Zeitung* war sowohl „Sprachrohr“ als auch „Organ für Fraueninteressen“ und dokumentierte die große Anzahl der neugegründeten Frauenvereine um 1848, die politische und demokratische Ziele anstrebten. Die Aktivitäten der deutschen Frauenvereine, die bereits in den Jahren zuvor gegründet worden sind, befassten sich in erster Linie mit Wohltätigkeitsarbeit und passten sich der traditionellen Geschlechterrolle und den ihnen zugeschriebenen Tätigkeiten und Eigenschaften an. Es entstanden verschiedene, auch zum Teil regional unterschiedliche, „Demokratische Frauenvereine“, die mit den „Freiheitskämpfern“ der Revolution sympathisierten und sich für deren Familien einsetzten und sie unterstützen. Die beteiligten Frauen engagierten sich so ebenfalls für mehr Freiheit und politische Rechte. Andererseits existierten auch viele „Frauen- Bildungs- und Erziehungsvereine“, die sich für mehr Bildungsmöglichkeit für Frauen und Mädchen einsetzten, damit sie neben ihren Pflichten als Hausfrau auch denen als Welt- und Staatsbürgerinnen nachgehen konnten.<sup>132</sup>

Viele Frauenvereine wurden erst zum Ende der Revolution gegründet, da den Frauen klar wurde, dass sie im Kampf um Freiheit und Gleichheit nicht miteinbezogen wurden. Somit organisierten sie eigene private Gruppen, die ihre geschlechtsspezifischen Interessen vertreten sollten. Sie hatten zwar zum Teil in der revolutionären demokratischen Bewegung mitgekämpft, es war ihnen aber nicht möglich, „die Früchte der Revolution zu ernten“. Gleichberechtigung und neue Bürgerrechte blieben ihnen verwehrt. Die erste gesamtdeutsche verfassungsgebende Versammlung 1848, die „Frankfurter Nationalversammlung“, behandelte nur die Rechte der männlichen deutschen Staatsbürger. Diese neue Reichsverfassung ist allerdings nie in Kraft getreten,

---

<sup>131</sup> Vgl. Gerhard: Frauenbewegung und Feminismus, S. 32-33.

<sup>132</sup> Vgl. Gerhard: Frauenbewegung und Feminismus, S. 37-39.

was zu einer zweiten Aufstandswelle in Deutschland führte, die von kaisertreuen preußischen Truppen niedergeschlagen wurde. Gerade zu diesem Zeitpunkt entstanden verstärkt Frauenvereine und auch Louise Otto-Peters' *Frauen Zeitung*. Nachdem jedoch wieder die alten Mächte im Staat die Herrschaft innehatten, wurde es Frauen verboten, einem politischen Verein beizutreten und Versammlungen zu besuchen, die die politische Tagesordnung zum Thema hatten. Zudem war es Frauen nicht erlaubt, Redaktionen zu leiten.<sup>133</sup> Repressionen wie diese zeigen, welche Gefahr die Staatsoberhäupter in der ersten Frauenbewegung sahen. Während sich die bürgerliche Gesellschaft und ihre Institutionen etablierten, wurden Frauen immer mehr vom politischen Leben ausgeschlossen. Ihnen blieben bürgerliche Rechte wie das Stimmrecht sowie Presse-, Versammlungs- und Koalitionsfreiheit verwehrt. Im privaten Bereich wurden mit Hilfe des Familienrechts die Privilegien der Männer in einem gemeinsamen Haushalt festgesetzt. Die Ehefrau war ihrem Gatten unterstellt und hatte weder das Recht auf Eigentum noch auf Scheidung. Das bürgerliche Patriarchat wurde somit rechtskräftig. Auch wenn es zu keiner der 1848 erhofften Veränderung der politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse kam, wurden die Forderungen und Gedanken aufrecht erhalten, um zu einer anderen Ausgangssituation die gesteckten Ziele zu erreichen.<sup>134</sup>

Allen Anfang machte in England John Stuart Mills Text *The Subjection of Women*<sup>135</sup> (Die Hörigkeit der Frau, 1869), den er gemeinsam mit seiner Frau verfasst hatte und der in viele Sprachen übersetzt wurde. Er betonte immer wieder, welche entscheidende Rolle das Mitwirken seiner Frau an seinen Schriften hatte und trat auch als Abgeordneter des englischen Unterhauses für das Wahlrecht der Frauen ein. Weiters forderte er gleiche politische Rechte, Freiheiten und Bildungsmöglichkeiten. Auch wenn all diese Forderungen zur Gleichstellung von Frauen erst später erreicht wurden, so wurden in England doch schon 1870 die *Married Woman Property Acts* verabschiedet, die zumindest die Rechts- und Eigentumslosigkeit verheirateter Frauen aufgehoben haben. Die französische Frauenbewegung wurde wegen des Deutsch-

---

<sup>133</sup> Vgl. Gerhard: Frauenbewegung und Feminismus, S. 40-43.

<sup>134</sup> Vgl. Gerhard: Frauenbewegung und Feminismus, S. 45-46.

<sup>135</sup> Mill, John Stuart/Harriet Taylor Mill: *The Subjection of Women*. Hrsg. von Susan Moller Okin. Indianapolis: Hackett 1988.



Französischen Krieges (1870 - 1871) erst um die Jahrhundertwende wieder ein Teil des öffentlichen Lebens. Bis zum Ende der 1880er Jahre gab es nur kleinere Gruppen, die ihre Forderungen zum Wohle der allgemeinen politischen Veränderung mäßigten. Auch in Deutschland erreichte die Neuorganisation der Frauenbewegung auf Grund des Krieges ihren Höhepunkt erst Ende der 1880er Jahre. Bereits ab 1865 wurden jedoch schon wieder Frauenvereine gegründet, Netzwerke und Medien aufgebaut und die politischen Ziele geklärt.<sup>136</sup> Das Wirken der ersten Frauenbewegung sollte, nach Margrit Twellmann-Schepp, nicht an den geringen Erfolgen, sondern an den gegenüber der Öffentlichkeit vertretenen, notwendigen und durchdachten Forderungen gemessen werden.<sup>137</sup>

Ausgangspunkt der wieder erstarkenden Frauenbewegung in Deutschland war der durch die Initiative von ehemaligen 1848erinnen von Louise Otto Peters und Auguste Schmidt 1865 gegründete „Allgemeine deutsche Frauenverein (ADF)“. Gefordert wurden verbesserte Bildungs- und Arbeitsmöglichkeiten für Frauen. Der ADF wollte, wie bei der Gründungskonferenz in Leipzig postuliert, die Frauen im gesamten Deutschland mobilisieren und das sehr strategisch mit zweijährlichen „Frauentagen“ in unterschiedlichen Städten. Auch wenn es männliche Ehrenmitglieder gab, wurde der Verein selbständig von Frauen geleitet. Anders war es beim beinahe zeitgleich gegründeten „Vereins zur Förderung weiblicher Berufstätigkeit“, genannt „Lette-Verein“, des nationalliberalen Abgeordneten Adolf Lette. Von einer Forderung nach politischer Gleichberechtigung ist hier nicht die Rede, der Verein setzte sich in erster Linie für bessere Bildungs- und Erwerbsmöglichkeiten für Frauen der gehobenen und mittleren Stände ein. Zu erwähnen sind auch noch die „Vaterländischen Frauenvereine“, deren Wirken mehr auf Kranken- und Armenhilfe als auf emanzipatorische Bestrebungen konzentriert war.<sup>138</sup> Keiner der genannten Vereine setzte sich allerdings für ein Frauenstimmrecht ein, was noch im Zuge der Frauenbewegung um 1848 vehement gefordert wurde. Auf Grund der Verbote der Vereinsgründung und -mitgliedschaft sowie der

---

<sup>136</sup> Vgl. Gerhard: Frauenbewegung und Feminismus, S. 52-54.

<sup>137</sup> Vgl. Twellmann-Schepp, Margrit: Die deutsche Frauenbewegung. Ihre Anfänge und erste Entwicklungen 1843 - 1889. Königstein: Athenäum 1976, S. 222.

<sup>138</sup> Vgl. Gerhard: Frauenbewegung und Feminismus, S. 54-56.

Redaktionsleitung von Frauen pausierte die Bewegung. In politischen Fragen wurde sie vorsichtiger und zaghafter, um Sanktionen zu vermeiden.<sup>139</sup> Somit war Hedwig Dohm vor 1880 eine „radikale Vordenkerin“ auf dem Gebiet der Frauenfrage. In ihren feministischen Essays<sup>140</sup> von 1872 bis 1876 schrieb sie brillant polemisch gegen die vorherrschenden Meinungen und Geistesgrößen an. Ihre Forderungen griffen weiter als die der zeitgenössischen Frauenvereine. Sie stand ein für eine gleichberechtigte Mädchenbildung, den Zugang zum Studium, das Recht auf Erwerbstätigkeit und vor allem - und das unterscheidet sie am stärksten von den bestehenden Frauenvereinen - „das allgemeine Wahlrecht für Frauen“.<sup>141</sup> Sie hatte auch keine Sanktionen zu befürchten, denn sie war weder Mitglied in einem politischen Verein, noch Leiterin einer Redaktion.<sup>142</sup> Sie scheute vor brisanten Themen nicht zurück und deckte in ihren Schriften die Widersprüchlichkeiten und tradierten „Alltagswahrheiten“ ihrer „GegnerInnen“ auf. Deren stärkstes Argument, die „Natur“ der Frau, identifizierte sie als Instrument zur Unterdrückung. Als eine der ersten macht sie deutlich, dass diese „Natur“ nicht biologische, sondern gesellschaftliche Ursachen hat.<sup>143</sup> Darin sieht man erneut, dass Hedwig Dohms Ansichten schon einen Entwicklungsschritt weiter waren als die ihrer deutschen ZeitgenossInnen. Schon im Aufkeimen der ersten Frauenbewegung forderte sie das Frauenwahlrecht und als sich ihre Mitkämpferinnen schließlich für eine der „Natur“ der Frau angemessenen Bildung einsetzen, stritt sie eben diese biologische Natur der Frau ab. Dohm erkannte bereits im 19. Jahrhundert, dass die Geschlechtsidentität nicht angeboren ist, sondern sozio-kulturell erworben wird. Die dadurch entstehenden Konstruktionen werden heute in den „Gender Studies“ untersucht.<sup>144</sup>

Auch wenn Hedwig Dohm politisch und rechtlich nichts zu befürchten hatte, blieben sie und ihre Familie schon nach der ersten Publikation von öffentlichen

---

<sup>139</sup> Vgl. Rohner: Spuren ins Jetzt, S. 63-64.

<sup>140</sup> *Was die Pastoren denken* (1872), *Der Jesuitismus im Hausstande* (1873), *Die wissenschaftliche Emancipation der Frau* (1874), *Der Frauen Natur und Recht* (1876). Inhaltliche Schwerpunkte der Essays werden hier nur grob Umrissen, da ihnen im Anschluss ein ganzes Kapitel gewidmet ist.

<sup>141</sup> Vgl. Gerhard: Frauenbewegung und Feminismus, S. 61.

<sup>142</sup> Vgl. Rohner: Spuren ins Jetzt, S. 64.

<sup>143</sup> Vgl. Rohner: Spuren ins Jetzt, S. 66.

<sup>144</sup> Vgl. Metzler Lexikon Gender Studies/Geschlechterforschung. Ansätze - Personen - Grundbegriffe. Hrsg. von Renate Kroll. Stuttgart/Weimar: Metzler 2002, S. 141-142.

und privaten Anfeindungen und Kritik nicht verschont. Trotzdem publizierte sie nach einem Verlagswechsel weiter, denn sie erkannte, dass all ihre Forderungen erst zu erreichen wären, wenn die Frauen sich von ihrer gesellschaftlich untergeordneten Rolle wegbewegten.<sup>145</sup> Rechtlosigkeit und gesellschaftliche Unterordnung waren für die Frauen noch die Norm. Es war noch nicht denkbar, dass es eine andere, eine gleichberechtigte Form des Zusammenlebens geben könnte. Hedwig Dohm macht in ihren Texten darauf aufmerksam und ist so die erste „Radikale“ der deutschen Frauenbewegung.<sup>146</sup>

Hedwig Dohms nicht institutionalisiertes Engagement konnte allerdings vorerst nichts bewirken. Erst um 1890 bekam die Frauenbewegung in Deutschland neuen Aufschwung. Die politische Situation war mit der Entlassung Bismarcks und der Aufhebung der Sozialistengesetze offen für mehr Möglichkeiten, um die sozialpolitischen Probleme zu behandeln und zu lösen. Die bürgerliche und die proletarische Richtung entwickelten unterschiedliche Konzepte zur Emanzipation.<sup>147</sup> Schon nach 1871, als „sich das deutsche Kaiserreich auf einen militärischen Sieg, feudale Eliten und eine zunehmend repressive Klassengemeinschaft stützte“<sup>148</sup>, wurde dadurch die bürgerliche Frauenbewegung beeinflusst und die Führung abgelöst. Gleichzeitig verstärkten sich die Differenzen der Arbeiterinnen und der bürgerlichen Frauenvereine, denn der „Allgemeine Deutsche Arbeiterverein“ von Ferdinand Lassalle und die Londoner „Internationale Arbeitsassoziation“ waren geprägt von „proletarischem Antifeminismus“<sup>149</sup> und forcierten ein Verbot der Frauenarbeit. Vom ADF und Louise Otto-Peters wurde diese Einstellung ganz und gar nicht gut geheißen.<sup>150</sup> Nach dem Erlass der Sozialistengesetze war es für die Arbeitervereine und Arbeiterinnenassoziationen wichtig, zusammen zu arbeiten. Frauen hatten nun, da ihre männlichen Mitstreiter verhaftet, verfolgt oder ausgewiesen worden waren, die Möglichkeit, politisch zu agieren. Dies war gefährlich, denn noch immer gab es das Verbot der Aufnahme von Frauen in Gewerkschaften und Vereine. Darunter litt auch das Programm des

---

<sup>145</sup> Vgl. Rohner: Spuren ins Jetzt, S. 68-69.

<sup>146</sup> Vgl. Rohner: Spuren ins Jetzt, S. 70.

<sup>147</sup> Vgl. Gerhard: Frauenbewegung und Feminismus, S. 62.

<sup>148</sup> Gerhard: Frauenbewegung und Feminismus, S. 57.

<sup>149</sup> Gerhard: Frauenbewegung und Feminismus, S. 57.

<sup>150</sup> Vgl. Gerhard: Frauenbewegung und Feminismus, S. 57.

bürgerlichen ADF. Durch ihren Einsatz für sozialistische und klassenkämpferische Themen waren die Arbeiterinnen doppelt gefährdet, ebenfalls verhaftet oder ausgewiesen zu werden.<sup>151</sup> Aber durch ihren Einsatz und August Bebels Buch *Die Frau und der Sozialismus*<sup>152</sup> (1879) wichen die antifeministischen Beschränkungen zugunsten einer Gleichberechtigung im sozialistischen Zusammenleben.<sup>153</sup> Die Arbeiterinnenvereine der proletarischen Frauenbewegung mit ihrer Aktivistin Clara Zetkin waren für eine gleichberechtigte Erwerbstätigkeit, denn nur dadurch könnten die Frauen befreit und ein gemeinsamer Widerstand gegen den Kapitalismus ermöglicht werden.<sup>154</sup>

In den 1880er Jahren kam es zu zahlreichen Gründungen von Frauenvereinen, die sich für ihre spezifischen Anliegen einsetzten. Die Vielzahl an verschiedenen Frauenvereinen wurde 1894 unter den Dachverband „Bund Deutscher Frauenvereine (BDF)“ gestellt, um die gegenseitige Zusammenarbeit besser zu organisieren. Allerdings schloss der BDF sozialdemokratisch orientierte Frauenvereine aus, was die noch immer bestehenden Klassenunterschiede widerspiegelt. Einer der wichtigsten Vereine dieser Zeit ist der 1888 von Minna Cauer gegründete radikale „Verein Frauenwohl“.<sup>155</sup> Mit ihm sympathisierte auch Hedwig Dohm.<sup>156</sup>

Die wichtigsten Quellen zur Geschichte der Frauenbewegung stellen die in dieser Zeit veröffentlichten Zeitschriften dar. Sie bilden literarische und journalistische Zeugnisse, versammeln die Fraueninteressen und boten den Frauen ein Sprachrohr, um ihre Gedanken zur Frauenfrage zu vermitteln. Die *Frauen Zeitung* von Louise Otto-Peters wurde trotz der turbulenten politische Umbrüche um 1849/50 sieben Mal herausgegeben, bis sie auf Grund des Presseverbots eingestellt wurde. Louise Otto-Peters gab allerdings nicht auf und gründete 1865 als Sprachorgan für den „Allgemeinen Deutschen Frauenverein“ gemeinsam mit Auguste Schmidt die Zeitschrift *Neue Bahnen*,

---

<sup>151</sup> Vgl. Gerhard: Frauenbewegung und Feminismus, S. 58-59.

<sup>152</sup> Bebel, August: Die Frau und der Sozialismus. 62. Auflage. Berlin: Dietz 1973.

<sup>153</sup> Vgl. Gerhard: Frauenbewegung und Feminismus, S. 59.

<sup>154</sup> Vgl. Gerhard: Frauenbewegung und Feminismus, S. 63-64.

<sup>155</sup> Vgl. Gerhard: Frauenbewegung und Feminismus, S. 64-66.

<sup>156</sup> Vgl. Rohner: Spuren ins Jetzt, S. 109.

die den Verein über 50 Jahre lang begleitete.<sup>157</sup> Da sich um 1890 drei unterschiedliche Richtungen der Frauenbewegung in Deutschland herauskristallisierten, ist auch nahe liegend, dass jede Richtung ihre Interessen durch die Herausgabe einer eigenen Zeitung vertrat. Es gab die proletarische oder sozialdemokratische, die bürgerlich gemäßigte und die radikale Frauenbewegung, die sich zu Beginn nach politischer Zugehörigkeit ausdifferenzierten. Als bei der Gründung des „Bundes Deutscher Frauenvereine“ die Arbeiterinnenvereine ausgeschlossen wurden, kam es zur Trennung der bürgerlichen und der proletarischen Frauenbewegung. Die Programme der spezifischen Richtungen zeigen sich in den ihnen zugerechneten Zeitschriften.<sup>158</sup>

*Die Gleichheit* von Clara Zetkin war die Zeitung der Arbeiterinnenbewegung. Deren Forderung nach gesellschaftlicher Befreiung der Frau wäre nur durch ein sozialistisches Gesellschaftssystem möglich, indem kein Mensch von einem anderen ökonomisch abhängig ist und die Eigentumsverhältnisse ausgeglichen sind.<sup>159</sup> Die gemäßigte bürgerliche Bewegung hielt sich am längsten und war am weitesten verbreitet. Ihr ist auch Louise Otto-Peters „ADF“ zuzuschreiben, der auch schon Zeitschriften veröffentlicht hat. Helene Lange gründete 1893 die Zeitschrift *Die Frau*. Sie war kein Diskussionsforum, sondern gab die Anschauungen und Positionen der „Gemäßigten“ wieder. Hauptaugenmerk lag auf der „Kulturaufgabe der Frau“. Die Frauen sollten zwar am öffentlichen Leben teilnehmen können, dabei jedoch an der tradierten Geschlechterrolle festhalten. Die Mutterschaft galt weiterhin als höchste Bestimmung der Frau. So ist es nicht verwunderlich, dass kontroverse politische Themen wie das Stimmrecht für Frauen gar nicht bzw. erst sehr spät behandelt wurden. Die „Gemäßigten“ setzten sich vorwiegend kompromissbereit für Mädchenbildung, Frauenstudium und die Frauenerwerbstätigkeit ein.<sup>160</sup> Helene Lange wandte sich in ihrer 1887 verfassten Petition, der so genannten *Gelben Broschüre*, an das preußische Unterrichtsministerium und setzte sich für das „Eigenrecht der

---

<sup>157</sup> Vgl. Gerhard, Ute/Wischeremann, Ulla: Liberalismus-Sozialismus-Feminismus. Zeitschriften der Frauenbewegung um die Jahrhundertwende. In: Deutsche Literatur von Frauen. Band 2. Hrsg. v. Gisela Brinker-Gabler. München: Beck 1988, S. 268-269.

<sup>158</sup> Vgl. Gerhard/Wischeremann: Liberalismus-Sozialismus-Feminismus, S. 270-271.

<sup>159</sup> Vgl. Gerhard/Wischeremann: Liberalismus-Sozialismus-Feminismus, S. 271-273.

<sup>160</sup> Vgl. Gerhard/Wischeremann: Liberalismus-Sozialismus-Feminismus, S. 276-277.

Frau auf Bildung um ihrer selbst und nicht um des Mannes willen“<sup>161</sup> ein. Lange war es auch, die auch bereits das Programm der „Mütterlichkeit“ und „organisierter Mutterschaft“ vertrat. Die gleichberechtigte Beteiligung am öffentlichen Leben sollte die Wesensbestimmung der Frau und der damit einhergehenden geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung nicht untergraben, sondern fördern.<sup>162</sup> Die Hauptanliegen der gemäßigten bürgerlichen Frauenbewegung haben sich also seit ihren Anfängen nicht viel verändert. Einige Passagen in Hedwig Dohms *Was die Pastoren denken* ist dem Glauben an eine „natürliche“ Differenz von Mann und Frau gewidmet. In diesem Punkt könnte die Auffassung der „Gemäßigten“ zu jener Hedwig Dohms nicht konträrer sein, denn Dohm erkennt die geschlechtsspezifischen Unterschiede nicht als biologische, sondern als sozialisierte und anerzogene Eigenschaften. Erst mit dem Erstarren des radikalen Flügels der bürgerlichen Frauenbewegung findet auch Hedwig Dohm mehr Zuspruch und eine Plattform für ihr Wirken.<sup>163</sup>

Die radikale Frauenbewegung in Deutschland beginnt mit dem von Minna Cauer gegründeten „Verein Frauenwohl“ mit der Zeitung *Die Frauenbewegung*. Diese war ein Diskussionsforum für alle Bereiche der Frauenfrage: Erwerbsarbeit, Mädchenbildung, Frauenstudium und Frauenstimmrecht. Sie befasste sich aber auch mit der Arbeiterinnen- und der Sittlichkeitsfrage und scheute keine Konfrontationen. Hedwig Dohm hat einige ihrer Feuilletons und Aufsätze in *Die Frauenbewegung* veröffentlicht. Von den „Gemäßigten“ unterschieden sich die „Radikalen“ allein schon dadurch, dass sie die Arbeiterinnen nicht ausschlossen und die ausnahmslose Gleichberechtigung mit den Männern in allen Lebensbereichen forderten. Deshalb riefen sie als Nebenorganisation zum BDF den „Verband fortschrittlicher Frauenvereine“ ins Leben. Die „Gemäßigten“ konnten diese Neugründung nicht begrüßen.<sup>164</sup>

Hedwig Dohm war maßgeblich als Wegbereiterin an der radikalen Frauenbewegung beteiligt. Auch wenn sie selbst nie einen Verein oder eine

---

<sup>161</sup> Gerhard: Frauenbewegung und Feminismus, S. 62.

<sup>162</sup> Vgl. Gerhard: Frauenbewegung und Feminismus, S. 62-63.

<sup>163</sup> Vgl. Rohner: Spuren ins Jetzt, S. 108-109.

<sup>164</sup> Vgl. Gerhard/Wischermann: Liberalismus-Sozialismus-Feminismus, S. 273-276.

Zeitschrift gegründet hat, so war sie stets mit Aufsätzen und Feuilletons präsent. 1888 war sie Teil des Gründungskomitees von Hedwig Kettlers „Frauenverein Reform“, der sich für eine umfassende Bildungsreform und das Frauenstudium engagiert hatte und sich später zum „Verein Frauenbildung - Frauenstudium“ entwickelte. Im „Verein Frauenwohl“ war sie ab 1889 als Beisitzerin tätig. Sie wurde Ehrenpräsidentin im „Deutschen Verband für Frauenstimmrecht“ und beteiligte sich ab 1905 als Mitglied an der Gründung von Helene Stöchers „Bund für Mutterschutz“.<sup>165</sup>

Nun, da die radikale Frauenbewegung an Stärke gewonnen hat, waren auch alle ihre Themen und Forderungen wieder an die Öffentlichkeit gelangt und wurden in Zeitungen und Zeitschriften behandelt. Hedwig Dohm hatte dadurch mehr Möglichkeiten, Stellung zu beziehen und sich in Diskussionen zu Stimmrecht, Sittlichkeit, Bildung, Politik und Literatur einzubringen und eine breitere Wirkung zu erzielen. 1893 veranlasste sie eine Neuauflage ihrer in den 1870ern erschienenen politischen Essays. Vorwiegend in „neu gegründeten, politisch progressiven oder feministisch radikalen Zeitschriften“<sup>166</sup>. In Minna Cauers *Die Frauenbewegung* oder Maximilian Hardens<sup>167</sup> *Die Zukunft*, veröffentlichte sie von 1895 bis 1919 über 80 Aufsätze. Ein Großteil dieser wurde danach in überarbeiteter Form in zwei weitere Essaybände *Die Antifeministen* (1902) und *Die Mütter* (1903,) eingefügt.<sup>168</sup>

Hedwig Dohm war also maßgeblich an der ersten deutschen Frauenbewegung beteiligt, und das von Beginn an. Die Forderungen der Frauenvereine wurden Schritt für Schritt, wenn auch nur sehr zaghaf, erfüllt, auch wenn ihnen immer wieder misogynen gegnerischen Tendenzen begegnet sind. Mit einigen davon hat sich Dohm auseinandergesetzt und sich in ihren Essays offen gegen die Widersprüchlichkeiten und frauenfeindlichen Allgemeinplätze ausgesprochen.

---

<sup>165</sup> Vgl. Rohner: Spuren ins Jetzt, S. 108-109.

<sup>166</sup> Rohner: Spuren ins Jetzt, S. 110.

<sup>167</sup> Maximilian Harden war ein wichtiger Vertrauter von Hedwig Dohm. Auch wenn er um einiges jünger war, standen sie in regelmäßigem Briefaustausch. Darin zeigt sich, dass ihr Verhältnis freundschaftlich und direkt war. Er ist Herausgeber der *Zukunft* in der Dohm einige ihrer bedeutendsten Aufsätze veröffentlichte. Vgl. Rohner: Spuren ins Jetzt, S. 114-116.

<sup>168</sup> Vgl. Rohner: Spuren ins Jetzt, S. 110.

Da sich nun gezeigt hat, dass Hedwig Dohm eine Pionierin im Bereich der Frauenfrage war und die Probleme und Vorurteile ihrer Zeit in ihren Essays direkt ansprach, sich ganz und gar nicht der „gemäßigten Frauenbewegung“ und deren Frauenideal angepasst hat, so stellt sich die Frage, warum sie sich in literarischer Hinsicht der als typisch weiblich erachteten Gattung Briefromane gefügt hat. Meines Erachtens handelt es sich dabei allerdings nicht um eine Anpassung, sondern ein Spiel mit der Gattung und der Gattungszuschreibung. Durch die Mittel des Briefromans kann Dohm ihre Forderungen auch auf andere Weise zum Ausdruck bringen. Eine Bestätigung dieser These wird in den anschließenden Kapiteln herausgearbeitet.

### **3.2. Hedwig Dohm als Essayistin und Autorin**

Hedwig Dohms essayistisches Werk<sup>169</sup> setzt sich in erster Linie mit der Frauenfrage auseinander. In einem Zeitraum von fast fünfzig Jahren verfasste sie alle ihre politischen Schriften, in denen sich Interessen und Schwerpunkte immer wieder verschoben haben, so wie es auch in der Entwicklung der Frauenbewegung geschehen ist. Die zeitgenössische Diskussion befasste sich in den 1870er Jahren zunächst mit der Frage nach besseren Bildungsmöglichkeiten und der Berufsausübung für Frauen. Nach 1900 wurde der Rolle der Mutter in der Gesellschaft keine große Bedeutung zugesprochen. Hedwig Dohm nimmt in ihren Essays oftmals Bezug auf einflussreiche, gesellschaftspolitische Publikationen, in denen die Frau auf Grund ihres Geschlechts von höherer Bildung und politischem Mitspracherecht ausgeschlossen wurde. Der Frau wurden bestimmte geschlechtstypische Eigenschaften oder Fähigkeiten zugeschrieben, die eine traditionelle Rollenverteilung postulierten. Das dadurch entstandene Weiblichkeitsbild mit dessen Grenzen für Verhalten und Weiterentwicklung bekämpfte Dohm vehement. Jede Art von individueller Selbstentfaltung und Selbstbestimmung wurde durch eine Reglementierung des weiblichen Lebens in der Gesellschaft gehemmt. Diese Bestimmung der Frau, die zunächst als „natürlich“, später als

---

<sup>169</sup> Grundlage dieser Arbeit bilden bewusst nur die politischen Schriften, die als Essay selbstständig erschienen sind: *Was die Pastoren denken* (1872), *Der Jesuitismus im Hausstande* (1873), *Die wissenschaftliche Emancipation der Frau* (1874), *Der Frauen Natur und Recht* (1876), *Die Antifeministen* (1902) und *Die Mütter* (1903).



spezifisch weibliche kulturhistorische Aufgabe gesehen wurde, führte die Unterdrückung der Frau im Patriarchat weiter. Dohms Ideen basierten meist auf eigenen Erfahrungen.<sup>170</sup>

In der Rezeption von Hedwig Dohms gesamtem Werk wurde grundsätzlich zwischen der polemischen Essayistin Dohm und der Romanautorin Dohm unterschieden. Hochwertiger wurde immer ihrer Arbeit als politische Polemikerin, die ganz im Dienste der Frauenfrage stand, geschätzt. Im erzählerischen Werk fanden demnach oftmals nur jene Aspekte Anklang, die sich mit der Frauenfrage befassten oder biographische Details vermuten ließen. Der literarische Gehalt wurde gänzlich außer Acht gelassen, was von Isabel Rohner stark kritisiert wird.<sup>171</sup> Durch die Reduzierung von Dohms erzählerischem Werk auf den Feminismus wurde Dohm die schriftstellerische Fähigkeit aberkannt. Gleichzeitig wird in der Sekundärliteratur immer wieder auf die gegensätzlichen Positionen der Essays und der fiktionalen Werke hinsichtlich der Radikalität der Ausdrucksweise verwiesen.<sup>172</sup> Erkennbar ist, dass die Essays und Briefromane starke thematische Übereinstimmungen aufweisen. Die Themen sind alle auf die Frauenfrage ausgerichtet und behandeln politische Rechte, Bildung, Ehe, Beruf, Mutterschaft und Alter. Die Art und Weise der Vermittlung dieser Themen ist jedoch den einzelnen Gattungen angepasst und unterschiedlich. Grundlegende Thesen und Konzepte finden sich sowohl in den Essays als auch im fiktionalen Werk. Zuweilen stimmt auch der Argumentationsduktus und sprachliche Stil überein. Jedoch darf man in der Verbindung der beiden, in dieser Arbeit behandelten, Textsorten Essay und Briefroman die gattungsspezifischen Elemente nicht vernachlässigen, die eben die beiden Gattungen im Einzelnen ausmachen.<sup>173</sup> Philippa Reed stellte trotz der erkannten Zusammengehörigkeit von Hedwig Dohms Werktypen ihre Arbeit als Romanautorin hinter ihr essayistisches Schaffen. Die fiktionalen

---

<sup>170</sup> Vgl. Reed, Philippa: *Alles was ich schreibe steht im Dienste der Frauen. Zum essayistischen und fiktionalen Werk Hedwig Dohms (1833 [sic!] - 1919)* Frankfurt/Main: Peter Lang 1987, S. 26-27.

<sup>171</sup> Vgl. Rohner: In *Litteris Veritas*, S. 31.

<sup>172</sup> Vgl. Rohner: In *Litteris Veritas*, S. 36.

<sup>173</sup> Vgl. Rohner: In *Litteris Veritas*, S. 39-40.

Werke sollten immer im Hinblick auf die zeitgleich entstandenen Essays gelesen werden.<sup>174</sup>

Klar ist dennoch, dass der Zusammenhang von Dohms Briefromanen und den Essays sehr stark und durchaus relevant ist. Nicht nur in Bezug auf die behandelten Themen sind sie vergleichbar, auch sprachlich lassen sich viele Parallelen erkennen. Die inhaltliche Übereinkunft ergibt sich allein schon deshalb, weil in beiden Gattungen die Themen der Frauenfrage behandelt werden, die Hedwig Dohm auch selbst eine lange Zeit ihres Lebens begleitet haben. In ihrem Werk gab sie wieder, was sie im realen Leben beschäftigte. Auf rhetorischer Ebene finden sich Elemente wie Ironie und Bildlichkeit in beiden Textsorten, da Hedwig Dohm vermutlich so ihren Gedanken und Kritiken am besten Ausdruck verleihen konnte.

Wie in Kapitel 2.6. bereits erläutert, sind Hedwig Dohms Briefromane der Trilogie „Drei Generationen“ als maskierte Essays zu erkennen, wobei meines Erachtens Hedwig Dohm an dieser Stelle ein literarisches Talent nicht ab-, sondern ein starkes literarisches Bewusstsein und Können zuzusprechen ist. Essay und Briefroman besitzen verschiedene Ausdrucksmöglichkeiten, die unterschiedliche Erzählstrukturen nahe legen. Bei Hedwig Dohm werden die Argumentationsweisen der Essays in die Romane eingebaut und literarisch eingebettet. Indem sie ihre Standpunkte und Forderungen zu gewissen Themen, die sie in den Essays vehement vertritt und klar ausdrückt, ebenso deutlich und im gleichen Stil in die Briefromane integriert, lassen sich die gleichen rhetorischen Methoden erkennen. Diese bedienen vor allem die Destruktion bestehender Vorurteile und kulturell geprägter Ideologien, die alle Lebensbereiche der Frau einschränken. Die Erzählung im Briefroman, bzw. der Brief an sich, bildet die Maske des Essayistischen und verdeutlicht dessen Thesen an konkreten Beispielen. Die Mittel der rhetorischen Strategie der Essays und der Briefromane als maskierte Essays werden im folgenden Kapitel erläutert.

---

<sup>174</sup> Vgl. Reed: Alles was ich schreibe, steht im Dienste der Frauen, S. 127.

## 4. Hedwig Dohms Briefromane als maskierte Essays

### 4.1. Inhalt und Aufbau

#### 4.1.1. Die Essays

##### Was die Pastoren denken (1872)<sup>175</sup>

In ihrem ersten Essay befasst sich Hedwig Dohm mit den antiemanzipatorischen Schriften des Politikers Philipp Nathusius<sup>176</sup> (1842 - 1900) und des Theologen Professor Jacoby aus Königsberg<sup>177</sup> (1836 - 1917). Sie erklärt diese Wahl als zufällig und richtet sich direkt an beide Adressaten.<sup>178</sup> Beide sprechen sich mit Hilfe gegen eine Berufsausbildung und -ausübung der Frau aus. Ihre Argumentation spiegelte sich mit den Meinungen des „zum Gemeingut gewordenen bürgerlichen Patriarchalismus“<sup>179</sup>, der die Frau auf ihre Rolle als Hausfrau und Mutter beschränkte. Dohm deckt hier mit viel Ironie die Widersprüche in der dahinterstehenden Ideologie auf. Die sogenannten „Naturgesetze“ erklärt sie als Männergesetze, deren Funktion und Inhalt sie in Folge analysiert und kritisiert.<sup>180</sup> Hierbei setzt sich Dohm für die alleinstehende Frau ein, die ihrer „Bestimmung“ aus vielerlei „statistisch erfaßten [sic!] ökonomische[n] und demographische[n] Faktoren“<sup>181</sup> nicht Folge leisten konnte. Diese Frauen sollen die Familie und Verwandte nicht finanziell belasten, sondern das Recht auf Erwerbstätigkeit zugesprochen bekommen. Die Frau

---

<sup>175</sup> Dohm, Hedwig: Was die Pastoren denken. Neunkirch: Ala 1986. (Erstdruck Berlin : o.V. 1872).

<sup>176</sup> Philipp von Nathusius-Ludom war ein preußischer Politiker und Chefredakteur der *Neuen Preußischen Zeitung*, die wegen dem „Eisernen Kreuz“ (Preußische Kriegsauszeichnung) auf dem Titelblatt *Kreuzzeitung* genannt wurde. Nathusius studierte Rechtswissenschaft und Geschichte und stand politisch in der Opposition zu Bismarck und dessen Innenpolitik. 1871 wurde seine Schrift *Zur Frauenfrage* veröffentlicht, in der seine protestantisch konservative Einstellung hervorstach. Besonders vehement sprach er sich hier gegen die Berufsausbildung und -ausübung von Frauen aus. Vgl. Der große Brockhaus. Handbuch des Wissens in zwanzig Bänden. Band 13. Leipzig: Brockhaus 1932, S. 197.

<sup>177</sup> Carl Johann Hermann Jacoby war ein evangelischer Theologe und ordentlicher Professor der praktischen Theologie an der Universität Königsberg sowie Universitätstheologe bis er 1896/97 Rektor der Universität wurde. Er sprach sich gegen ein Frauenstudium aus. Vgl. Hoffacker, Ursula: Jacoby, Carl Johann Herrmann. In: Biographisches-Bibliographisches Kirchenlexikon. Band 2, Bautz, Hamm 1990, Sp.1417 - 1418.

<sup>178</sup> Vgl. Dohm: Was die Pastoren denken, S. 11.

<sup>179</sup> Reed: Alles was ich schreibe, steht im Dienste der Frauen, S. 35.

<sup>180</sup> Vgl. Dohm: Was die Pastoren denken, S. 13-27.

<sup>181</sup> Reed: Alles was ich schreibe, steht im Dienste der Frauen, S. 36.

habe als Mensch das Recht auf Selbstentfaltung, wofür eine selbst gewählte Berufsausübung essentiell sei.<sup>182</sup>

Dohm fordert dieses Recht aber nicht nur für ledige Frauen, wie es von den damaligen Frauenvereinen und deren Vertreterinnen wie Louise Otto-Peters angestrebt wurde. Sie spricht dieses Recht allen Frauen zu, auch den als versorgt geltenden verheirateten bürgerlichen Frauen. Hier sticht bereits der Unterschied zwischen Dohm und den bürgerlichen Frauenvereinen heraus. Während die Frauenvereine versuchten, Schritt für Schritt mehr Rechte zu erlangen, berief sich Dohm auf die Menschenrechte und fordert eine Gleichberechtigung auf allen Ebenen.<sup>183</sup>

Zudem deckt Dohm auf, dass sich die Argumente gegen die Erwerbstätigkeit von Frauen nicht auf die Arbeiter- und Bauersfrauen beziehen, die schon lange zumeist auch schwere Arbeit außer Haus verrichten. Der Lohn dafür ist niedriger als bei den Männern. Zudem führen sie auch noch den Haushalt. Die Berufsausübung der Frau stehe also dem Wohl des Mannes nicht entgegen, der sich, wie Dohm schildert, nach dem Feierabend wie gewohnt entspannen kann, während die Frau sich noch um die Hausarbeit kümmert. Sie fordert auch die Mithilfe des Mannes im Haushalt.<sup>184</sup> Hedwig Dohm folgert daraus, dass Frauen also durchaus arbeiten, allerdings nicht in den von ihnen gewünschten und den Männern ebenbürtigen Bereichen.<sup>185</sup>

Die gängige Weiblichkeitsideologie verbietet den Frauen ein höheres Maß an Bildung, denn durch diese würden Frauen ihre Anmut verlieren und männliche Eigenschaften annehmen. Die harmonische Einheit der Geschlechterdichotomien würde dadurch gestört werden. Die bipolaren Verhältnisse „Mann - Verstand“ und „Frau - Gefühl“ wären dann nicht mehr gültig und die Frauen nicht mehr schön.<sup>186</sup> Dohm erkennt, dass diese Geschlechtsideologie nicht auf der „natürlichen“ Bestimmungen beruht, sondern

---

<sup>182</sup> Vgl. Dohm: Was die Pastoren denken, S. 27-38.

<sup>183</sup> Vgl. Reed: Alles was ich schreibe, steht im Dienste der Frauen, S. 37-38.

<sup>184</sup> Vgl. Dohm: Was die Pastoren denken, S. 71-72.

<sup>185</sup> Vgl. Dohm: Was die Pastoren denken, S. 71-86.

<sup>186</sup> Vgl. Dohm: Was die Pastoren denken, S. 38-60.

durch Sitte und Erziehung als solche weiterlebt. Da auch die zeitgenössische Frauenbewegung an der „Naturbestimmtheit“ festhält, geht sie für Dohm nicht radikal genug vor.<sup>187</sup>

### Der Jesuitismus im Hausstande (1873)<sup>188</sup>

In dieser Schrift kritisiert Dohm das Idealbild der bürgerlichen, sparsamen, deutschen Hausfrau. Mit viel Ironie und Polemik greift sie auch ihre Geschlechtsgenossinnen spöttisch an, die dieses Dasein als naturbestimmt anerkennen.

*Ihr Glaubensbekenntnis lautet: Ich, Frau Schulz, glaube von ganzem Herzen und mit allen meinen Kräften an mich und meine Küche, an meine Kinderstube und meinen Waschkeller, an meinen Trockenboden und meine Nähmaschine.*<sup>189</sup>

Die Frau darf nicht öffentlich wirken, das ist dem Mann vorbehalten. Ihr Reich ist das Haus und die Haushaltsführung, die sehr penibel überprüft wird. Dohm sieht darin das Lebensideal des heuchlerischen „Jesuitismus“<sup>190</sup>, der unter den Frauen weiter verbreitet sei als unter den Männern.<sup>191</sup> Die Frauen machen sich, wie auch im Anfangsdialog<sup>192</sup> des Essays, gegenseitig schlecht und zeigen keine Solidarität. Es ist ein regelrechter Konkurrenzkampf darum, wer die fleißigste Hausfrau sei. Dabei geht es allerdings um die reine Quantität des

---

<sup>187</sup> Vgl. Dohm: Was die Pastoren denken, S. 74-75.

<sup>188</sup> Dohm, Hedwig: Falsche Madonnen. Der Jesuitismus im Hausstande. Neunkirch: Ala 1990. (Erstdruck Berlin: o.V.1893/1918)

<sup>189</sup> Vgl. Dohm: Der Jesuitismus im Hausstande, S. 57.

<sup>190</sup> Der Begriff Jesuitismus stammt von der Bezeichnung für die Mitglieder der „Societas Jesu“, den Jesuiten, ab. Die „Societas Jesu“ war der in der Neuzeit größte, bedeutendste und umstrittenste Männerorden der römisch-katholischen Kirche. Gegründet wurde der Orden 1534 von Ignatius von Loyola und einigen Gefolgs Männern. Ihr Haupteinsatzgebiet war das Schul- und Unterrichtswesen sowie die Seelsorge. Ihre beachtlichen Erfolge, gepaart mit Neid, führten zu inner- und außerkirchlichen Auseinandersetzungen. Die Kritikpunkte der Gegner bezogen sich vor allem auf die ihnen zugeschriebene Flexibilität in moraltheologischen Fragen und das Karrierestreben. Daher wurden sie der Scheinheiligkeit und Falschheit angeklagt. Man warf ihnen zudem vor, die These „der edle Zweck heiligt auch als unmoralisch gesehene Mittel“ zu vertreten. Vgl. Enzyklopädie der Neuzeit. Band 6. Hrsg. von Friedrich Jaeger, Stuttgart/Weimar: Metzler 2007, Sp. 8-11. Dohm greift dieses Vorurteil gegen eine Religionsgemeinschaft auf und verwendet es als Synonym für die Unaufrichtigkeit und die nicht vorhandene Solidarität zwischen den Frauen.

<sup>191</sup> Reed: Alles was ich schreibe, steht im Dienste der Frauen, S. 45.

<sup>192</sup> Vgl. Dohm: Der Jesuitismus im Hausstande, S. 26-28.

Tuns. Dohm kritisiert dabei nicht die Arbeit der Hausfrau an sich, sondern das Ideal der tugendhaften Gattin und Mutter, das viele Zeitgenossinnen als vorbestimmt ansehen.<sup>193</sup> Dohm nennt diesen zwanghaften Drang zur perfekten Haushaltsführung einen Kultus und zählt dessen Dogmen auf, die anscheinend die wichtigsten Tugenden und Aufgaben der guten Hausfrau aufzeigen. Banale Tätigkeiten würden als allzu wichtig erachtet werden.<sup>194</sup>

Dohm spricht in diesem Text auch das Dienstbotenproblem an. Diese leiden unter dem Kontrollwahn der bürgerlichen Frau, die sich wegen ihrer gesellschaftlichen Machtlosigkeit im Haus „aufspiele“. Dohm spricht sich dafür aus, dass die Arbeit der DienstbotInnen ernst genommen und als Berufsausübung erachtet wird. Sie fordert auch dafür eine gute Ausbildung, sodass die Hausfrau selbst einem Beruf nachgehen könne, anstatt den Haushalt kontrollieren zu müssen.<sup>195</sup>

Auch in diesem Essay befasst sich Dohm mit dem Eheleben. Frau und Mann sollen neben dem Liebesverhältnis in einem „wahren Freundschaftsverhältnis“<sup>196</sup> stehen, denn nur so sei eine dauerhafte Partnerschaft möglich. Die Voraussetzung dafür wäre allerdings eine soziale Gleichstellung, die sowohl im privaten Raum, also zwischen Mann und Frau, als auch im öffentlichen Raum, in der Gesellschaft, zum Tragen kommen soll. Für die Gleichberechtigung in der Öffentlichkeit sei ein allgemeines Wahlrecht essentiell. Dadurch wäre es auch für Frauen möglich, selbstbestimmt zu entscheiden und zu handeln. Diese Forderung unterscheidet Dohm erneut von den Anhängerinnen der bürgerlich gemäßigten Frauenbewegung, deren schrittweise Forderungen sie auch an dieser Stelle kritisiert.<sup>197</sup>

---

<sup>193</sup> Vgl. Dohm: Der Jesuitismus im Hausstande, S. 30-41.

<sup>194</sup> Vgl. Dohm: Der Jesuitismus im Hausstande, S. 41-61.

<sup>195</sup> Vgl. Reed: Alles was ich schreibe, steht im Dienste der Frauen, S. 46.

<sup>196</sup> Vgl. Dohm: Der Jesuitismus im Hausstande, S. 33.

<sup>197</sup> Vgl. Reed: Alles was ich schreibe, steht im Dienste der Frauen, S. 47-49.

## Die wissenschaftliche Emancipation der Frau (1874)<sup>198</sup>

In diesem Essay stellt Hedwig Dohm die Fragen: „Ob Frauen studieren dürfen?“, „Ob Frauen studieren können?“ und „Ob Frauen studieren sollen?“. <sup>199</sup> Wie auch schon in *Was die Pastoren denken*, widerlegt und kritisiert Dohm in diesem Text Aussagen aus antiemanzipatorischen Schriften, hier die des Herrn von Bischoff (1807 - 1882)<sup>200</sup> und anderen ungenannten Professoren. Nach Herrn von Bischoff dürften die Frauen studieren, seien aber nicht fähig dazu. Dohm stimmt ihm zu. Allerdings erkennt sie, dass die für ein Studium benötigte Vorbildung deshalb fehlt, weil sie in den Mädchenschulen nicht vermittelt werde. Dies sei kein Fehler der Frauen selbst, sondern derer, die die Mädchenbildung nicht verbessern und ausbauen. Sitte und Tradition hindern sie daran, nicht ihr Talent. Dohm spricht hier auch die soziale Problematik an. Durch Privatunterricht könne eine bessere Ausbildung ermöglicht werden, dieser ist allerdings nur für reiche Familien finanziell leistbar.<sup>201</sup>

Herrn von Bischoff zu Folge seien Frauen auf Grund ihres Natur bestimmten Charakters nicht geeignet für ein Studium. Dohm bezieht auch hier die gegnerische Position und entlarvt die Vorurteile als Angst vor Konkurrenz.<sup>202</sup> Als besonders wichtig erachtet sie das Medizinstudium der Frau, damit diese als Ärztinnen praktizieren können. Dadurch könnten Frauen, die aus großer Scham nicht zu männlich Ärzten gehen, untersucht und geheilt werden. Sie gibt Beispiele aus der Geschichte und anderen Ländern, in denen Frauen als Ärztinnen PatientInnen behandeln. Das bedeutendste Vorbild ist für sie Amerika.<sup>203</sup> Die Frau soll studieren, um mehr Bildung zu erlangen. Diese ist wichtig, damit die Gesellschaft sich weiter entwickeln kann. Dohm steht hier für

---

<sup>198</sup> Dohm, Hedwig: Die wissenschaftliche Emancipation der Frau. Hamburg: tredition o.J. (Erstdruck Berlin: Wedekind & Schwiege 1874).

<sup>199</sup> Vgl. Dohm: Die wissenschaftliche Emancipation der Frau, S. 9.

<sup>200</sup> Theodor Ludwig Wilhelm von Bischoff war Anatom und Physiologe, und war als Professor für Physiologie an der Universität Gießen und München tätig. Er sprach sich stets vehement gegen das Studium von Frauen, insbesondere gegen das Medizinstudium aus. Seine Begründung dafür war das intellektuelle und körperliche Unvermögen der Frau, welches er durch vergleichende Schädel- und Gehirnanatomie erkannte, eine heute nicht anerkannte naturwissenschaftliche Praxis. Vgl. Stolberg-Wernigerode, Otto zu (Hg.): Neue deutsche Biographie. Band 2. Berlin: Duncker & Humblot 1955, S. 264–266.

<sup>201</sup> Vgl. Dohm: Die wissenschaftliche Emancipation der Frau, S. 22-39.

<sup>202</sup> Vgl. Dohm: Die wissenschaftliche Emancipation der Frau, S. 47-55.

<sup>203</sup> Vgl. Dohm: Die wissenschaftliche Emancipation der Frau, S. 71-102.

die „völlige Gleichberechtigung der Geschlechter auf dem Gebiet der Wissenschaft“ ein.<sup>204</sup>

### Der Frauen Natur und Recht (1876)<sup>205</sup>

Dieser Essay besteht aus zwei Teilen. Der erste, der ungefähr ein Drittel umfasst, behandelt „Die Eigenschaften der Frau“.<sup>206</sup> Hier beschreibt und kritisiert Hedwig Dohm ausführlich, welche Eigenschaften Frauen zugeschrieben werden und wodurch der weibliche Geschlechtscharakter bestimmt wird. Sie glaubt durchaus an eine „Verschiedenheit der männlichen und weiblichen Seele“<sup>207</sup>, erkennt diese Verschiedenheit aber als Ergebnis einer unterschiedlichen Erziehung im Laufe der gesellschaftlichen Entwicklung und nicht als naturgegeben. Sie vergleicht die Zuschreibungen des weiblichen Charakters mit denen der „Volksseele“, die sich durch äußere Entwicklung der Gesellschaft gebildet hat.<sup>208</sup>

In Folge geht Dohm auf die dem Ideal der Frau entsprechenden Eigenschaften ein und erläutert, warum eben diese gefordert werden. Danach fragt sie nach den tatsächlichen Eigenschaften der Frau und ob diese einen Geschlechtscharakter bilden. Sie erkennt, dass sich viele zugeschriebene Eigenschaften widersprechen. Bestimmte Charaktereigenschaften resultieren allein aus fehlenden Bildungs- und Entfaltungsmöglichkeiten, sind also durch Erziehung entstanden. Für die Zukunft erkennt Dohm jedoch eine positive Wendung. Frauen würden so leben können, wie sie es möchten, ohne dass der „Umstand“ Frau zu sein, sie in die Schranken weist.<sup>209</sup>

Im zweiten, umfangreicheren Teil setzt sich Dohm für das weibliche Stimmrecht ein. Sie widerspricht den gängigen Erklärungen für dessen Nicht-Bestehen und erläutert die weltweite historische Entwicklung des allgemeinen Stimmrechts.

---

<sup>204</sup> Vgl. Dohm: Die wissenschaftliche Emancipation der Frau, S. 102-114.

<sup>205</sup> Dohm, Hedwig: Der Frauen Natur und Recht. Zur Frauenfrage zwei Abhandlungen über Eigenschaften und Stimmrecht der Frauen. Hamburg: tredition o.J. .

<sup>206</sup> Vgl. Dohm, Hedwig: Der Frauen Natur und Recht, S. 6-37.

<sup>207</sup> Dohm, Hedwig: Der Frauen Natur und Recht, S. 6.

<sup>208</sup> Vgl. Dohm: Der Frauen Natur und Recht, S. 6-10.

<sup>209</sup> Vgl. Dohm: Der Frauen Natur und Recht, S. 10-37



Auch hierfür werden immer wieder die Vorurteile gegenüber Frauen und ihrer ihnen zugeschriebenen Natur aufgegriffen und von Dohm widerlegt.<sup>210</sup> Zum Schluss plädiert sie dafür, dass Frauen das Stimmrecht haben müssen, da die zuvor angegebenen Widerstände gegen ihre Argumente haltlos sind. Sie schließt mit den Worten: „Die Menschenrechte haben kein Geschlecht.“<sup>211, 212</sup>

### Die Antifeministen (1902)<sup>213</sup>

In dieser Schrift führt Hedwig Dohm mehrere Aufsätze zusammen, die bereits veröffentlicht wurden. Sie sieht diese Zusammenführung als „Buch der Verteidigung“ auf Grund der Kritik, die ihr nach früheren Essays widerfahren ist. Sie will sich gegen die Vorurteile der Antifeministen gegenüber Frauen zur Wehr setzen.<sup>214</sup> Sie erkennt mehrere Arten von Antifeministen: Den „Altgläubigen“, der sich stets auf die Naturgesetze beruft, den „Herrenrechtler“, dem durch Erziehung seine übergeordnete Stellung antrainiert wurde, den praktischen Egoisten, der stets nur auf seinen Vorteil bedacht ist und die „Ritter der mater dolorosa“, die zumeist Ärzte sind und aus physischen Gegebenheiten Charaktereigenschaften und Fähigkeit ablesen.<sup>215</sup>

Dohm erkennt auch Friedrich Nietzsche als Altgläubigen. Als „genialer und glühender Denker“<sup>216</sup> sei er, was die Frauenfrage betrifft, dennoch in alten Denkmustern verwurzelt ist. Sie deckt die Widersprüchlichkeiten in seinen Aussagen auf.<sup>217</sup> So verfährt sie auch bei den Schriften dreier Ärzte.<sup>218</sup> Durch Untersuchungen des weiblichen Körpers meint der Gynäkologe das Seelenbild der Frau zu kennen. Auf Grund körperlicher Gegebenheiten, wie der Menstruationsblutung, wurde der Frau stets eine Krankheit nachgesagt, die sie daran hindert zu arbeiten. Das gilt allerdings nur für die bürgerliche Frau, von

---

<sup>210</sup> Vgl. Dohm: Der Frauen Natur und Recht, S. 39-98.

<sup>211</sup> Dohm: Der Frauen Natur und Recht, S. 113.

<sup>212</sup> Vgl. Dohm: Der Frauen Natur und Recht, S. 98-113.

<sup>213</sup> Dohm, Hedwig: Die Antifeministen. Ein Buch der Verteidigung. Hamburg: tredition o.J. (Erstdruck Berlin: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung 1902).

<sup>214</sup> Vgl. Dohm: Die Antifeministen, S. 7-9.

<sup>215</sup> Vgl. Dohm: Die Antifeministen, S.11-23.

<sup>216</sup> Vgl. Dohm: Die Antifeministen, S. 26.

<sup>217</sup> Vgl. Dohm: Die Antifeministen, S.24-33.

<sup>218</sup> Dohm: Die Antifeministen, S.35.

Bäuerinnen und Arbeiterinnen ist dabei nicht die Rede. Dadurch und mit noch einigen anderen Argumentationen, wie in der Schrift *Über den Schwachsinn des Weibes* von Paul Möbius, will man erklären, warum die Frau durch ihre körperlichen Umstände nicht studieren, keinen Beruf ausüben und nicht wählen gehen kann. Die Widersinnigkeit in diesen Analysen zeigt Dohm hier auf.<sup>219</sup>

Neben den Thesen der Männer spricht Dohm auch wieder ihre Geschlechtsgenossinnen an, die den Frauenrechtlerinnen und deren Ideen nicht solidarisch gegenüberstehen. Unter ihnen stechen besonders die gebildeten Schriftstellerinnen, wie Laura Marholm, Ellen Key und Lou Andreas Salomé hervor, gegen deren Ansichten Dohm sich in drei einzelnen Passagen wehrt.<sup>220</sup> Den Schluss der *Antifeministen* bildet ein Kapitel über die alte und die neue Ehe. Hier verbinden sich viele Thesen und Argumente Dohms, die schon in den vorhergegangenen Essays verarbeitet wurden, wie zum Beispiel die Frage nach den weiblichen Eigenschaften und dem Nutzen der Dienstboten. Sie fordert erneut eine mögliche Berufstätigkeit der Frau sowie das Zusammenleben von Mann und Frau in geistig ebenbürtiger Kameradschaft. Sie schließt mit der Forderung „Mehr Stolz, ihr Frauen!“<sup>221</sup>. Nur wenn die Frauen sich emanzipieren und aus ihrer Rolle ausbrechen, kann die Frauenbewegung ihre Früchte ernten und einem neuen Gesellschaftssystem mit einer neuen Ehe entgegenblicken.<sup>222</sup>

### Die Mütter (1903) <sup>223</sup>

In Hedwig Dohms letztem Essayband *Die Mütter* verbindet sie wie in *Die Antifeministen* mehrere bereits veröffentlichte Aufsätze, die sie teilweise überarbeitet hat. Sie bezeichnet diesen Band auch als „Beitrag zur Erziehungsfrage“.<sup>224</sup> In den allgemein verbreiteten und historische gewachsenen Denkmustern von Dohms ZeitgenossInnen wurde die Mutterliebe

---

<sup>219</sup> Vgl. Dohm: *Die Antifeministen*, S.35-71.

<sup>220</sup> Vgl. Dohm: *Die Antifeministen*, S.73-119.

<sup>221</sup> Dohm: *Die Antifeministen*, S.140.

<sup>222</sup> Vgl. Dohm: *Die Antifeministen*, S.119-142.

<sup>223</sup> Dohm, Hedwig: *Die Mütter. Beitrag zur Erziehungsfrage*. Hamburg: tredition o.J. (Erstdruck Berlin: S. Fischer 1903).

<sup>224</sup> Vgl. Reed: *Alles was ich schreibe, steht im Dienste der Frauen*, S. 94.

als Naturtrieb gesehen. Dies prägt seit jeher das Frauenbild und stellt für Dohm eine große Hürde für die Selbstverwirklichung der Frau dar. Sie fragt sich auch, was die bürgerliche Frau - die proletarische nimmt sie hier betont aus - von ihren Kindern habe, da diese doch stets in der Obhut der Kinderfrauen seien. Wie auch schon in *Der Jesuitismus im Hausstande* plädiert sie für eine bessere Ausbildung der Dienstboten, hier explizit der Kinderfrauen. Die beste Erziehung für ein Kind wäre dort, „wo eine erzieherisch begabte Persönlichkeit von Intelligenz und Herzensgüte über ihm wacht“<sup>225</sup>. Diese Person ist nicht immer die Mutter, denn das Ideal der Mutterschaft beruht nach Dohm auf einer „alteingesessenen Wahnvorstellung“.<sup>226</sup>

Die bürgerliche Frau sollte daher einen Beruf ausüben dürfen, aber eben nicht müssen. Dohm betont, dass diese Entscheidung jede Frau für sich treffen kann.<sup>227</sup> Doch es wird immer „GegnerInnen“<sup>228</sup> geben und solche, Dohm nennt sie die „Halben“<sup>229</sup>, die zwischen dem Bild der Hausfrau und der neuen freien Frau stehen. Ein Beruf außer Haus ist jedoch schon von vielen vorstellbar. Dohm spricht hier auch einen Punkt im Arbeitsrecht an. Die Mutter sollte trotz ihrer Berufstätigkeit die Möglichkeit haben, bei einem Krankheitsfall des Kindes zu Hause zu bleiben.<sup>230</sup>

Es folgen einige Beiträge zur Erziehung und Bestrafung der Kinder, gespickt mit vielen erzählerischen Beispielen. Sie kritisiert erneut die Mädchenschulen und sieht die ideale Erziehung in den Erziehungsheimen. Dort würden die Kinder die beste Ausbildung bekommen und nicht, wie Dohm meint, von der Willkür der Eltern abhängig sein.<sup>231</sup> Sie betont auch hier wieder, wie wichtig eine Selbstentfaltung und Berufsausübung für die Frau, vor allem im Alter, ist. Da eben ihre einzigen Tätigkeiten auf Mutterschaft und Kindererziehung

---

<sup>225</sup> Dohm: Die Mütter, S.15.

<sup>226</sup> Vgl. Dohm: Die Mütter, S. 6-17.

<sup>227</sup> Vgl. Dohm: Die Mütter, S.19-23.

<sup>228</sup> Vgl. Dohm: Die Mütter, S. 23-28.

<sup>229</sup> Vgl. Dohm: Die Mütter, S. 29-34.

<sup>230</sup> Vgl. Dohm: Die Mütter, S. 35-39.

<sup>231</sup> Vgl. Dohm: Die Mütter, S. 49-96.

ausgerichtet sind, habe sie, wenn die Kinder erwachsen sind, keine Aufgabe mehr.<sup>232</sup>

#### 4.1.2. Schicksale einer Seele (1899) <sup>233</sup>

*Schicksale einer Seele* ist der erstgereichte Briefroman der Trilogie „Drei Generationen“. In der Trilogie werden die jeweiligen „Typen ihrer Zeit“<sup>234</sup> und die Lebensentwürfe von drei Frauen in unterschiedlichen Generationen wiedergegeben. Geschildert wird das Ringen nach Freiheit und Selbstbestimmung der Frau. Marlene Bucher, die Protagonistin aus *Schicksale einer Seele*, steht hier für die Frau in Hedwig Dohms Alter. Sie ist im Roman um die dreißig Jahre alt und wäre zur Erscheinungszeit um die sechzig Jahre alt gewesen. Der als erstes erschienene, allerdings in der Trilogie als zweites verortete Roman, *Sibilla Dalmar*, erzählt das Leben einer Frau im Alter von vierzig Jahren. Die Hauptperson in *Christa Ruland* (hier noch *Anne Marie Rubens* genannt) zeigt sich als Angehörige der aktuellen „aufblühenden jungen Generation“<sup>235</sup> und ist um die zwanzig Jahre alt. Eine Entwicklung vollzieht sich, die Zeit ist jedoch noch nicht reif für ihre Erkenntnisse.<sup>236</sup>

*Schicksale einer Seele* wurde oft autobiographisch gedeutet. Ein Grund dafür mag wohl sein, dass schon in der ersten Hedwig Dohm Biographie von Adele Schreiber, 1914 veröffentlicht, viele Ähnlichkeiten zum Roman erkennbar sind. Dohm selbst sagte auch, dass sie darin „die inneren und äußeren Erlebnisse“<sup>237</sup> ihrer Kindheit verarbeitet hat,<sup>238</sup> was somit eine autobiographische Deutung sehr nahelegt. Gleich darauf relativiert sie diese Aussage und legt den fiktiven Charakter der Handlung durch den Beruf des Vaters und der Anzahl der Geschwister dar.

---

<sup>232</sup> Vgl. Dohm: Die Mütter, S.105-134.

<sup>233</sup> Dohm, Hedwig: *Schicksale einer Seele*. Berlin: Zenodot 2007. (Erstdruck Berlin: S. Fischer 1899).

<sup>234</sup> Dohm: *Schicksale einer Seele*, S. 5.

<sup>235</sup> Dohm: *Schicksale einer Seele*, S. 5.

<sup>236</sup> Vgl. Dohm: *Schicksale einer Seele*. S. 5.

<sup>237</sup> Dohm, Hedwig: Brief an Rosika Schwimmer 8.6.1907. In: Briefe aus dem Krähwinkel. Einblick in das Netzwerk Hedwig Dohms. Hrsg. von Isabel Rohner u. Nikola Müller. Berlin: trafo 2009, S. 96.

<sup>238</sup> Vgl. Dohm: Brief an Rosika Schwimmer 8.6.1907, S. 96-97.

[...] ich hatte nicht acht, sondern 17 Geschwister. Die 17 hätte sich gedruckt doch etwas komisch, ausgenommen.<sup>239</sup>

Diese Relativierung erkannten aber viele Interpreten nicht als solche und so wurde Hedwig Dohms Leben stets mit dem der Marlene Bucher, zumindest was die Kindheit betrifft, gleichgesetzt. Sogar das Geburtsjahr von Marlene Bucher, 1833, wird in Dohms Biographie von Schreiber übernommen und nie hinterfragt. Tatsächlich wurde Hedwig Dohm 1831 geboren, aber sie hat diesen Fehler nie öffentlich korrigiert. Wahrscheinlich ist, nach Rohner und Müller, dass sie sich selbst um zwei Jahre verjüngt hat. Denn schon vor Erscheinung der Biographie und des Romans war in zeitgenössischen Enzyklopädien, wie in *Das geistige Berlin*<sup>240</sup> herausgegeben 1897 von Richard Wrede und Hans von Rheinfels, als das Geburtsjahr von Dohm 1833 angegeben. Erst in ihrem Aufsatz *Auf dem Sterbebett* gibt sie ihr richtiges Alter an und auch im Nachruf in der Vossischen Zeitung vom 4.6.1919 steht das Geburtsjahr 1831. Fünf Jahre nach der Veröffentlichung von Schreibers Biographie wurden also die Lebensdaten korrigiert. Dass Dohm das nicht schon selbst zu Lebzeiten gemacht hat, verwundert umso mehr, weil sie dadurch die biographische Lesart gefördert hat. Das gleiche Geburtsjahr wie die Protagonistin zu haben, erscheint mehr als „Spiel mit den Identitäten“<sup>241</sup> als eine reine fiktionale zufällige Angabe und wurde so auch von vielen interpretiert, auch als das richtige Geburtsdatum schon bekannt war.<sup>242</sup> Schreibers Biographie gab weiterhin den Ton an und das Leben der Hedwig Dohm wurde zu dem Leben der Marlene Bucher. Elemente wie die Namensänderung und die explizite Veröffentlichung als Roman wären aber schon Indizien für eine nicht rein autobiographische Deutbarkeit gewesen. Zudem kommt hinzu, dass Dohm weder eine Indienreise unternommen hatte, noch Probleme in ihrer Ehe hatte, was durch einen biographischen Text ihrer Tochter Hedwig Pringsheim-Dohm<sup>243</sup> bestätigt wurde.

---

<sup>239</sup> Dohm: Brief an Rosika Schwimmer 8.6.1907, S. 96-97.

<sup>240</sup> *Das geistige Berlin. Eine Enzyklopädie des geistigen Lebens Berlins. Band 1.* Hrsg. von Richard Wrede u. Hans von Rheinfels. Berlin: Hugo Storm 1897.

<sup>241</sup> Vgl. Rohner, Isabel/Nikola Müller: Hedwig Dohm und die Krux mit der Autobiographie. In: *Schicksale einer Seele.* Hrsg. von Isabel Rohner u. Nikola Müller. Berlin: trafo 2008, S. 9.

<sup>242</sup> Vgl. Rohner/Müller: Hedwig Dohm und die Krux mit der Autobiographie, S. 8-10.

<sup>243</sup> Pringsheim-Dohm, Hedwig: *Meine Eltern Ernst und Hedwig Dohm.* Vossische Zeitung Berlin 11.5. 1930. In: Hedwig Dohm. *Ausgewählte Texte.* Hrsg. v. Isabel Rohner und Nikola Müller. Berlin: trafo 2006, S. 207-315.

Warum solche Sachverhalte in der angeblichen Autobiographie geändert wurden, hinterfragte niemand. Die Folge waren falsch interpretierte Textstellen und die Abwertung der literarischen Qualität des Textes durch das Prädikat „autobiographisch“. Traditionell wurde solch ein Text, wenn von einer Frau verfasst, nur als Abbild der Realität verstanden. Wenn bei männlichen Autoren Passagen des eigenen Lebens in Prosatexten vorkamen, wurde das als „Ausdruck der schöpferischen Fähigkeiten“ erkannt.<sup>244</sup>

Durch die Konzentration auf die vermuteten autobiographischen Details, wurde die künstlerische Konzeption des Romans in der Analyse vernachlässigt. Dabei finden sich auch verschiedene rhetorische und gestalterische Bestandteile aus Hedwig Dohms Essays auf der Erzählebene in *Schicksale einer Seele*.<sup>245</sup>

Marlene Bucher schreibt mehrere Briefe an ihren Freund Arnold, in denen sie von ihrer Kindheit an ihr ganzes Leben schildert und schon die Ungerechtigkeiten erkennt, die sie und eigentlich jede Frau ihrer Zeit erfahren musste. Als Kind ist Marlene von ihren Eltern keine Liebe zuteil geworden. Die Mutter misshandelt sie, verbietet ihr das Lesen und bezeichnet sie als dumm. Der Vater zeigt nur an den kleinen Kindern Interesse. Marlene schildert das Lernen in der Schule, das ihr sehr leicht gefallen ist, das heimliche Lesen und die Unterschiede in der Erziehung zwischen ihren Brüdern und ihr oder ihren Schwestern. Sie hat den Wunsch, eines Tages Schriftstellerin zu werden oder zumindest mit einem Dichter verheiratet zu sein. Über eine Schulfreundin kommt Marlene mit der 1848er Revolution in Kontakt. So lernt sie auch Walter Bucher kennen, den sie später heiratet. Kurz vor der Hochzeit erhält sie die Erlaubnis, ein Lehrerinnenseminar zu besuchen. Nach dem Abschluss möchte sie ins Ausland gehen, doch die Ehe hat Priorität. Walter arbeitet als Journalist und schreibt nebenbei Theaterstücke, die zum Teil zur Aufführung gelangen. Wenn er auch bei ihrem Kennenlernen sehr liebevoll und bewundernd Marlene gegenüber getreten ist, so ändert sich das in der Ehe. Die Misshandlungen ihrer Kindheit setzen sich fort. Er bezeichnet sie als dumm und eine schlechte Hausfrau. Nichts kann sie ihm Recht machen, bis auf den Sohn, den sie ihm geboren hat. Laut Walter scheitert sie aber an dessen Erziehung. Auch wenn

---

<sup>244</sup> Vgl. Rohner/Müller: Hedwig Dohm und die Krux mit der Autobiographie, S. 11-12.

<sup>245</sup> Vgl. Rohner/Müller: Hedwig Dohm und die Krux mit der Autobiographie, S. 13-17.

Marlene durch Walter manchen Salon besuchen kann, fühlt sie sich immer ausgeschlossen und ganz und gar nicht wohl. Mit der Zeit hat sie auch an die ihr nachgesagte Dummheit geglaubt.

Auf einem Kuraufenthalt mit ihrer Tochter lernt Marlene Arnold kennen, den Adressaten der Briefe. Mit ihm verbindet sie lediglich eine Freundschaft. Als ihre Tochter kurz darauf stirbt, fällt sie in eine Depression. Der Hausarzt verschreibt ihr einen längeren Aufenthalt im Süden, dem Walter sofort zustimmt. Sie geht nach Rom, besucht hier Kirchen und Denkmäler und durchlebt eine Wandlung. Als sie vom Besuch einer Kapelle ausgeschlossen wird, weil sie eine Frau ist, erkennt sie die Ungerechtigkeit, die ihr in ihrem Leben und ihrem ganzen Geschlecht widerfahren ist. Sie reflektiert nun ihre Vergangenheit und sucht in Italien Mitkämpferinnen, wird aber stets zurückgewiesen. Auch ihr Freund Adalbert, der als Fremdenführer in Rom arbeitet und dem sie eine große Intelligenz zuspricht, weist sie mit diesem Vorhaben zurück. Eines Tages lernt sie Helena kennen, eine Anhängerin der „Theosophie“, die sie in die Geheimnisse dieser Religion einweihet. Marlene erkennt sie als idealste Religion, da sie keine Geschlechtsunterschiede kennt. Die Briefe sind nun in der Gegenwart der Protagonistin angekommen. Den Heiratsantrag von Arnold lehnt sie ab. Voller Ungewissheit entschließt sie sich mit Helena nach Indien auszuwandern und auf eine Offenbarung zu hoffen.

Marlene schildert Arnold ihr Leben in Briefen und thematisiert das Schreiben selbst auch. Auf die formalen Kennzeichen des Briefes, wie Datum, Gruß- und Schlussformel wird allerdings verzichtet. Die Verfasserin der Briefe spricht den Adressaten Arnold direkt an und verweist auf Aussagen seinerseits, die der/die LeserIn nicht kennt. Marlene stellt viele Fragen. Diese können als rhetorische Fragen gesehen werden oder sind an sie selbst gerichtet. Selbstreflexionen sowie das Aussprechen und Hinterfragen von Gefühlen und Gedanken, also gattungsprägende Mittel des Briefromans, sind zu erkennen.

#### 4.1.3. Sibilla Dalmar (1896)<sup>246</sup>

Hedwig Dohms Briefroman *Sibilla Dalmar* trägt den Untertitel „Roman aus dem Ende unseres Jahrhunderts“, was suggeriert, dass Hedwig Dohm mit Sibilla Dalmar ein Exempel vorgeben möchte, wie das Leben einer bürgerlichen Frau ausgesehen haben kann. Hedwig Dohm sagt selbst dazu:

*Das Seelenbild einer Frau habe ich zeichnen wollen, die der Typus einer ganzen Klasse ist und die, groß veranlagt und aller materiellen Sorgen enthoben, dennoch an ihrer Zeit und ihrem Milieu zu Grunde geht.*<sup>247</sup>

Wie bei *Schicksale einer Seele* wurden auch hier Teile fehlinterpretiert. Man glaubte, in Sibilla Dalmar Hedwig Dohms Tochter, Hedwig Pringsheim-Dohm, die spätere Schwiegermutter von Thomas Mann, wiedererkennen zu können. Mutter und Tochter standen in regem Briefverkehr. Auch Sibilla Dalmars Briefe sind allesamt an ihre Mutter gerichtet. In einer Thomas Mann Biographie von 1975 schreibt Peter de Mendessohn auch über dessen Schwiegermutter und den Roman *Sibilla Dalmar*. Hedwig Dohm habe die Briefe ihrer Tochter zum Teil eins zu eins in *Sibilla Dalmar* übernommen.<sup>248</sup> Spätere Hedwig Dohm BiographInnen stimmten in diese Aussagen mitein. Ein weiteres Indiz, welches die Fehldeutung begünstigte, war, dass Hedwig Pringsheim-Dohm wie die Romanfigur Sibilla Dalmar in München lebte. Als der Roman 1896 erschien, löste er einen Skandal aus. Die Münchner Gesellschaft erkannte sich wieder und es gab ein großes Publikumsinteresse. 1897 erschien eine weitere Auflage mit kleineren Änderungen. Die Kritiken fielen jedoch mehrheitlich negativ aus. Durch die biographische Interpretation wird oftmals ignoriert, welches Netz von Intertextualitäten und Intermedialitäten in *Sibilla Dalmar* vorkommt und wie kraftvoll Hedwig Dohm hier sprachlich arbeitet.<sup>249</sup>

---

<sup>246</sup> Dohm, Hedwig: *Sibilla Dalmar. Roman aus dem Ende unseres Jahrhunderts*. Berlin: Zenodot 2007. (Erstdruck Berlin: S. Fischer 1896).

<sup>247</sup> Dohm, Hedwig: *Selbstanzeige zu Sibilla Dalmar*. In: *Sibilla Dalmar. Roman aus dem Ende unseres Jahrhunderts*. Hrsg. von Isabel Rohner u. Nikola Müller. Berlin: trafo 2007, S. 23.

<sup>248</sup> Vgl. Mendessohn, Peter de: *Der Zauberer. Das Leben des deutschen Schriftstellers Thomas Mann*. Frankfurt/Mainn: Fischer 1975, S. 558-559.

<sup>249</sup> Vgl. Rohner, Isabel/Nikola Müller: *Zwischen Tochter-Abbild und Nietzsche Karikatur. Die Rezeption von Sibilla Dalmar*. In: *Sibilla Dalmar. Roman aus dem Ende unseres Jahrhunderts*. Hrsg. von Isabel Rohner u. Nikola Müller Berlin: trafo 2007. S. 7 - 11.



Der Roman beginnt mit einem personalen und auktorialen Erzähler, der die Mutter von Sibilla Dalmar vorstellt. Diese wartet gerade darauf, dass ihre Tochter von einem Ball heimkehrt, hoffentlich mit einem neuen Verehrer. Sie hat sich ihr Leben lang für ihre Tochter aufgeopfert und nur das Beste für sie gewollt. Sie hat das Besondere in Sibilla und ihre Wissbegierde, die sich schon in ihrer Kindheit bemerkbar gemacht hat, erkannt. Unterlegt wird diese Erkenntnis durch Tagebucheinträge aus Sibillas Kindheit, die von ihrer Mutter gelesen und dem/der LeserIn des Romans ebenfalls nicht vorenthalten werden. Danach erläutert der auktoriale Erzähler, wie Sibillas Leben weiter verlaufen ist. Sibillas Vater, Franz Dalmar, ist Künstler. Weil die Familie zwar dem Bürgertum angehört, jedoch nicht sehr wohlhabend ist, sorgen sich die Eltern um die Zukunft ihrer Tochter. Mehrere junge Männer werben um Sibilla, ziehen es aber dann aus finanziellen Gründen vor, andere Mädchen zu heiraten. Aus Angst vor den wenig aussichtsreichen Alternativen für Frauen zu dieser Zeit, alte Jungfer und mittellose Lehrerin zu werden, geht sie eine Konvenienzehe mit Benno Raphalo ein, einem Bankdirektor aus gutem Hause. Mit ihm zieht sie nach München, bekommt dort zwei Kinder, die gleich nach der Geburt sterben, und fühlt sich sowohl in der Ehe als auch der Stadt fremd. Sie schreibt Briefe an ihre Mutter, die wie die „Spiegel ihrer Seele“<sup>250</sup> sind.

Die Handlung wird nach dem ersten Viertel nur mehr in Briefen wiedergegeben. Sibilla schreibt ihrer Mutter von ihrem bürgerlichen Leben und ihren Begegnungen in München, ihren Salons, Tees und deren TeilnehmerInnen. Teilweise werden ganze Dialoge eingebaut. Sie erzählt ihrer Mutter auch von ihren Gefühlen, ihren Befindlichkeiten und ihren immer radikaler werdenden Gedanken zur Frauenfrage, die zum Teil noch nicht in ihr Umfeld passen.

Eines Tages lernt Sibilla beim Wandern den sozialistischen Journalisten Alfred Kunz kennen. Von diesem Moment an befasst sich Sibilla auch mit sozialen und gesellschaftlichen Problemen, denen sie vorher in ihrer gut behüteten bürgerlichen Welt nur geringe Bedeutung zugemessen hat. Sibilla verliebt sich in ihn und nach anfänglichem Zögern lässt sie sich dann doch auf Kunz ein. Sie wird schwanger und reist schließlich mit ihrer Freundin Jolante nach Rom. Sie

---

<sup>250</sup> Dohm: Sibilla Dalmar, S. 46.

wünscht sich so sehr ein Mädchen, das sie nach ihrer Mutter Johanna nennen möchte. Doch sie bekommt einen Jungen, was ihr nicht recht behagt. Das Ende bildet ein Anhang von Jolante an einen Brief von Sibilla, die der Mutter vom Tod ihrer Tochter berichtet. Es bleibt offen, ob der Grund für den Tod Kindbettfieber oder eine andere Krankheit war.

Der Wechsel der Erzählperspektive vom introspektiven auktorialen Erzähler, der sowohl äußere als auch innere Vorkommnisse schildert, zum Ich-Erzählen in Briefen geht mit einem Entwicklungsschritt Sibillas einher. Die Briefe beginnen nach dem ersten Viertel mit der Verabschiedung von ihrer Mutter durch die Übersiedelung nach München. Die Trennung von Mutter und Tochter vollzieht sich hier sowohl örtlich als auch auf dem Weg zu einem erwachsenen und selbständigen Leben. Wie auch in *Schicksale einer Seele* wird zum größten Teil auf die formalen Kennzeichen des Briefes verzichtet. Im Unterschied zu den Tagebucheinträgen spricht Sibilla in den Briefen ihre Mutter direkt an. Die Briefe sind zudem mit vielen Dialogen bestückt, was dem Text eine dramatische Struktur verleiht. In der starken Selbstreflexion und Gefühlsausprache zeigen sich die gestalterischen Mittel des Briefromans.

#### **4.1.4. Christa Ruland (1902)<sup>251</sup>**

Der dritte Roman der Trilogie *Christa Ruland* nähert sich zeitlich der Gegenwart der Autorin an und zeigt so auch ein breiteres Diskursfeld als die beiden vorhergegangenen Romane. Der Beginn des 20. Jahrhunderts ist eine Zeit der Auf- und Umbrüche. Es gibt viele verschiedene geistige Strömungen, Theorien und Ideologien, durch die sich Christa ihren Weg bahnen muss. Christa und ihre Freundinnen spiegeln die Frauengestalten der Zeit wieder, die sich von den gutbürgerlichen Frauen und ihrer Elterngeneration abheben wollen. Der Weg dahin erweist sich jedoch als steinig und teilweise unbegebar. Den Frauen ist es auf Grund fehlender Bildung nicht möglich, zu einer neuen Persönlichkeits- und Charakterbildung zu gelangen. Auch wenn individuelle und selbstbestimmte Lebensentwürfe von Frauen schon gedacht werden können,

---

<sup>251</sup> Dohm, Hedwig: Christa Ruland. Berlin: Zenodot 2007. (Erstdruck Berlin: S. Fischer 1902).

so sind sie noch nicht realisierbar.<sup>252</sup> In allen drei behandelten Briefromanen wird der Wunsch der Protagonistinnen nach einer besseren Mädchenschulbildung deutlich. Am stärksten tritt er aber bei *Christa Ruland* in Erscheinung. Alle drei Protagonistinnen leiden darunter, dass ihnen keine bessere Bildung zu Teil werden konnte. Das daraus resultierende innere Unvermögen, das eng an gesellschaftliche Normen gekoppelt ist, hindert sie daran, die immer mehr werdenden Chancen für ein selbstbestimmtes Leben auch erfolgreich zu nutzen.

Christa und ihre Freundinnen sind noch immer in alten Denk- und Handlungsmustern ihres Umfelds gefangen. Sie wollen aber ausbrechen. Bei allen dargestellten Frauen sind das Potential und das Selbstbewusstsein vorhanden, nach ihren eigenen Lebensentwürfen zu leben. Durch die gesellschaftlichen „althergebrachten“ Normen, die in ihnen trotz allem noch immer vorherrschen, wird ihnen das verwehrt und sie scheitern. Eine freie Entfaltung ist noch nicht möglich.<sup>253</sup> Auch in diesem Roman zeigt Dohm eine große sprachliche und thematische Bandbreite. Zudem finden sich viele Zitate aus zeitgenössischen wissenschaftlichen Abhandlungen.<sup>254</sup>

Schon zu Beginn des Romans wird einem Christa als kritische junge Frau vorgestellt. Sie hilft ihrer Mutter Harriet bei den Vorbereitungen für ihren „Jour“. Nur widerwillig lässt sie sich darauf ein, weil sie erkennt, dass auch ihre Mutter dafür keine große Begeisterung zeigt. Sie hält den „Jour“, weil es sich als bürgerliche Frau eben schickt, einen zu halten. Für Harriet Ruland ist die Ehe das einzig mögliche Lebensziel einer Frau. Sie vergleicht Christa immer wieder mit ihrer ersten Tochter Anne-Marie, die mit dem weitaus älteren und reichen Theodor Stern verheiratet ist. Es ist ihr ein Dorn im Auge, dass Christa sich so gegen die Ehe sträubt und lieber Gymnasialkurse besucht. Deshalb hat sie ihr verboten weiterhin an den Kursen teilzunehmen. Christa fühlt sich mit ihrem Vater näher verbunden als mit ihrer Mutter, deren Charakter sie selbst als

---

<sup>252</sup> Vgl. Rohner, Isabel/Nikola Müller: Vom Ende der Wahrheit. Christa Ruland und die Entdeckung der Moderne. In: Christa Ruland. Hrsg. von Isabel Rohner u. Nikola Müller. Berlin: trafo 2008, S. 7-10.

<sup>253</sup> Vgl. Rohner/Müller: Vom Ende der Wahrheit, S. 10-12.

<sup>254</sup> Vgl. Rohner/Müller: Vom Ende der Wahrheit, S. 13-15.

uninteressant und erkünstelt bezeichnet. Obwohl er sie „Madame Abseits“<sup>255</sup> nennt, unternimmt er viel mit ihr, wenn er auch ihre Gedanken nie ganz ernst nimmt.

Auch Christas Freundinnen stehen dem gängigen Frauenbild und der Ehe kritisch gegenüber und haben andere Entwürfe für ihr eigenes Leben. Anselma Sartorius ist Malerin, Julia König will Schriftstellerin werden und Klarissa Wendler fühlt sich der mystischen Welt näher als der realen. Maria Hill hat in Zürich Chemie und Mathematik studiert und arbeitet nun in einem Labor, wo sie nur niedrigere Tätigkeiten ausüben darf. Zusammen lesen und diskutieren sie über Schriften ihrer Zeitgenossen und reflektieren ihr Leben. Sie sehen sich als „Uebergangsgeschöpfe [sic!]“<sup>256</sup> zwischen der alten Gesellschaft und der neuen, in der die Frau dem Mann ebenbürtig ist. Trotz dieser positiv kritischen Aufbruchsstimmung ist Christa noch zu sehr in den alten Denkmustern und Traditionen verhaftet und heiratet den jungen Grafen Adrian von Lüzow, den ihr ihre Schwester vorgestellt hat. Die Handlung wird ab der Hochzeit in Briefen an ihre Schwester geschildert, der sie sich ganz öffnet. Ein Brief ist von Anne-Marie an Christa, indem sie gesteht, dass sie Adrian liebt und er auch sie. Weil sie aber schon verheiratet war, war diese Liebe nicht erlaubt. Kurz bevor Anne-Marie an Fieber und Gemütsdepression stirbt, schickt sie ihrer Schwester noch einige Zeilen aus ihrem Tagebuch, die Christa nach dem Lesen verbrennen soll. Hierin schildert sie ihr ganzes Inneres, ihre Trauer über die nicht erfüllten Träume und Wünsche. Nach außen hin war sie immer die perfekte Ehefrau, die sich ihr Leben auch nur als solche vorstellen konnte, aber innerlich ist sie daran zerbrochen. Die Gedanken ihrer Schwester Christa haben ihr zu dieser Erkenntnis verholfen. Die Briefpassagen sind nun zu Ende, der introspektive auktoriale Erzähler erläutert nun, wie Christas Leben weiter verlaufen ist. Nach der Nachricht von Anne-Maries Tod geht Adrian nach Konstantinopel und Christa bleibt in Berlin zurück. Von da an beschäftigt sie sich mehr und mehr mit sozialistischen Schriften und kam auch dem Journalisten Frank Richter näher, mit dem sie viel über Kunst und Literatur spricht. Christa hat sich von Anfang an zu diesem Mann mehr hingezogen gefühlt als zu Adrian. Nach Adrians

---

<sup>255</sup> Dohm: Christa Ruland, S. 43.

<sup>256</sup> Dohm: Christa Ruland, S. 83.

überstürzter Abreise beginnen sie ein Verhältnis. Auf die von Christa gewünschte Scheidung geht Adrian nicht ein. Christa macht nun Bekanntschaft mit den zahlreichen neuen Ideen der Jahrhundertwende und folgt verschiedenen Strömungen. Als sie den Theologen Daniel Rainer kennen lernt, entfernt sie sich von Frank. Dies ist ein Schritt in ihrer Entwicklung, den sie auch selbst erkennt: „*Mit Frank war ihr Geist gewachsen. Mit ihm [Daniel] würde Tieferes wachsen.*“<sup>257</sup> Als Daniel plötzlich ins Kloster eintritt, ist Christa dem Suizid nahe. Sie schöpft neuen Lebensmut aus dem Ziel einen Beruf auszuüben und etwas Gutes zu tun. Adrian, der noch immer in Konstantinopel weilt, ist Maria Hill näher gekommen, und willigt nun in die Scheidung ein. Christa soll einen Teil seines Vermögens erhalten, mit dem sie ein Kinderheim gründen will. In den Kindern sieht sie die Hoffnung für die Welt von morgen, für sie selbst sei es schon zu spät.

Wie auch in den beiden ersten Briefromanen der Trilogie scheitert die Protagonistin. Trotz der optimistischen, kämpferischen Einstellung von Christa und ihren Freundinnen schafft es keine von ihnen, sich von dem althergebrachten Bild zu lösen. Die alternativen Lebensentwürfe sind für Frauen noch nicht zugänglich. Nach und nach scheiden sie aus Christas Leben und scheitern. Klarissa erkrankt psychisch schwer und Anselma verbrennt sich und ihre Bilder, als sie erkennt, dass sie keinen Erfolg haben wird und ihr Geliebter sie wegen Julia verlässt. Mit ihm verschwindet Julia aus Berlin und Maria Hill bleibt auf einer Reise in Konstantinopel beim erkrankten Adrian, um ihn zu pflegen. Die Hoffnungsträgerinnen sind noch nicht so weit, ihr Leben so selbstbestimmt zu leben, wie sie es am Beginn des Romans angestrebt haben. Auffällig ist, dass es immer die Männer sind, an denen ihre neue Ideologie zerbricht.

Im Unterschied zu den beiden anderen Romanen der Trilogie nimmt der Briefanteil hier nur ein Drittel des Textes ein. Durch die Introspektion des auktorialen Erzählers werden aber die Gedanken und Gefühle Christas ebenfalls unmittelbar geschildert. In den Briefen von *Christa Ruland* finden sich

---

<sup>257</sup> Dohm: Christa Ruland, S.143.

dessen formale Kennzeichen Anrede und Grußformel. Die Dialoge, vor allem zwischen Christa und ihren Freundinnen, stechen noch stärker hervor.

Im Laufe der Trilogie nimmt der Briefanteil ab, die Gedanken der Figuren werden jedoch zunehmend radikaler, die Figuren selbst zunehmend selbstbestimmter und kritischer. Die jeweiligen Bildungsmöglichkeiten der Frauen nehmen von Generation zu Generation, von Roman zu Roman, zu und erlauben so auch eine intensivere Auseinandersetzung mit den Geschlechterrollen sowie dem Bild und Leben der Frau. Anhand der Schilderung von drei in unterschiedlichen Generationen lebenden Frauen, werden die in den Essays angesprochenen Themen und Problematiken an konkreten, wenn auch fiktiven, Personen veranschaulicht und die Folgen für deren Leben erläutert.

## **4.2. Destruktion: Das Ziel der rhetorischen Strategie**

Der Begriff Destruktion stammt von lateinischen Verb „destruere - zerstören, niederreißen“ ab. Er bedeutet auch im allgemeinen Sprachgebrauch „Zerstörung“ und ist in erster Linie negativ behaftet. Im philosophischen Zusammenhang definiert Martin Heidegger die Destruktion als „kritischen Abbau der überkommenden und zunächst notwendig zu verwendenden Begriffe auf die Quellen, aus denen sie geschöpft sind.“<sup>258</sup> In seiner Metaphysik-Kritik *Sein und Zeit* versteht er unter der Destruktion den Abbau der wissenschaftlichen Verengung der Weltzugänge. Das Ziel ist dabei die erneute Öffnung der Philosophie für ein „ursprüngliches Seinsverständnis“ und so trägt die Destruktion auch einen Moment der Wahrheit und ist konstruktiv.<sup>259</sup> Im Zusammenhang mit der Arbeitssoziologie steht die Destruktion im Gegensatz zur Produktion. Lars Clausen erkennt jedoch, dass in jeder schöpferischen Arbeit auch eine destruierende Arbeit steckt. Indem eine Sache produziert wird, wird eine andere vernichtet. Dabei spielt auch die Zerstörung von sozialen

---

<sup>258</sup> Heidegger, Martin: Die Grundprobleme der Phänomenologie. Gesamtausgabe Band 24. Frankfurt: Vittorio-Klostermann 1975, S. 31.

<sup>259</sup> Vgl. Philosophisches Wörterbuch. Hrsg. von Martin Gessmann. Stuttgart: Alfred Körner 2009, S. 160.

Konkurrenten und Antagonisten eine Rolle, was eben durchaus auch produktiv sein kann. Ein Soldat beispielsweise schafft Sicherheit, indem er Gegner zunichte macht.<sup>260</sup> Die Destruktion trägt also sowohl als philosophischer Begriff bei Heidegger als auch in der Arbeitssoziologie bei Clausen positive Züge. Auch Hedwig Dohm will ihre „GegnerInnen“ bzw. deren gegnerischen Positionen durch die Widerlegung ihrer Thesen vernichten und damit ein Umdenken in der Gesellschaft erzeugen, welches das Leben einer Frau zu einem erfüllteren machen kann.

Worin sich nun die Briefromane als Maske der Essays zu erkennen geben, zeigt sich an verschiedenen Stellen in ihren Texten. In den Essays befasst sich Dohm in erster Linie damit, das allgemeine postulierte Gedankengut, das der Frau einen öffentlichen Lebensraum verwehrt, aufzudecken und zu widerlegen. Die Destruktion der gängigen „naturbestimmten“ Weiblichkeitsbilder mit all ihren Schranken und Zuschreibungen ist das Ziel. Die dafür gewählten rhetorischen Elemente regen allesamt den/die LeserIn zum Hinterfragen der bestehenden Zustände und Vorurteile Frauen gegenüber an. Dohm will keine Dogmen vorgeben, sondern Möglichkeiten und Anregungen bieten. Politische und ästhetische Kategorien verbinden sich in beiden Textsorten. Ihre Vorgangsweise ist die inhaltliche oder formale Anknüpfung an „gesellschaftlich bekannte oder sogar akzeptierte diskursive Positionen“.<sup>261</sup>

*Die Altgläubigen sind diejenigen, die den Gedankeninhalt vergangener Jahrhunderte für alle Ewigkeiten festzuhalten für ihre Pflicht erachten. Zum eisernen Bestand ihrer Argumentation gehört der liebe Gott und die Naturgesetze. Ihr Hauptgrundsatz: Weil es immer so war, muss es immer so bleiben.<sup>262</sup>*

Aus althergebrachten und nicht hinterfragten Alltagsweisheiten und den „Naturgesetzen“ resultieren viele Vorurteile Frauen gegenüber, wodurch ihnen wiederum bestimmte Rechte vorenthalten werden. In Dohms Argumentation wird die Widersprüchlichkeit in den tradierten Verhaltensweisen und Meinungen

---

<sup>260</sup> Vgl. Clausen, Lars: Produktive Arbeit, destruktive Arbeit. Soziologische Grundlagen. Berlin/ New York: de Gruyter 1988, S. 55-61.

<sup>261</sup> Stauffer, Isabelle/Susanne Balmer: Ästhetisch oder Politisch? Autorinnen im Umfeld der ersten Frauenbewegung. In: variations 13/2005, S. 88.

<sup>262</sup> Dohm: Die Antifeministen, S. 11.

aufgespürt und im Sinne der Emanzipation in Frage gestellt oder sogar widerlegt.<sup>263</sup>

*Sie glauben, und mit Ihnen die Majorität der Männer, daß [sic!] Gott und die Naturgesetze in der Frauenfrage längst entschieden haben; ich aber meine, daß [sic!] der bewusste Kampf erst beginnt und daß [sic!] er nur enden wird, wenn die Frau das allen menschlichen Wesen angeborene Recht erobert hat: Mensch zu sein.<sup>264</sup>*

Dohm macht auch vor Aussagen berühmter Persönlichkeiten und ihren „GegnerInnen“ in Sachen Frauenfrage nicht Halt. In den Essays spricht Hedwig Dohm aus der eigenen Erfahrung heraus als „Ich“. Der Geschlechterdiskurs um 1900 befasst sich noch immer mit den gleichen Themen wie zur Anfangszeit der „Geschlechtscharaktertheorie“. Die Frauen unterstehen dem Patriarchat und angeblich naturgegebenen Eigenschaften, die sie vom öffentlichen Leben ausschließen. Dohm allerdings meldet sich in ihren Essays als aktiv sprechendes und schreibendes „Ich“ zu Wort. Diese persönlich gehaltene Schreibweise ist durchwachsen von argumentativ scharfsinnigen und humorvollen Beobachtungen. Ihre Beweisführung deckt die Widersprüche amüsant, schlagfertig und direkt auf. Zudem ist ihr rhetorischer Stil in den Essays durchzogen von Ironie und spitzfindiger Satire.<sup>265</sup>

Der Aufbau der Essays ist systematisch. Die methodische Vorgehensweise, eine schrittweise logische Beweisführung, wird wiederholt ausgewiesen. Sie schreibt konsequent selbstbewusst und spöttisch gegen Kontroversen an. Durch die gewählte Kommunikationsform des schriftlichen Textes kann sie dabei nicht unterbrochen werden. In der inhaltlichen Argumentation verbindet sich ernsthaftes fundiertes wissenschaftliches, historisches und philosophisches Wissen mit unterhaltendem Spott und poetischer Bildlichkeit. Anschauliche Beispiele aus der Geschichte oder persönlichen Erfahrungen lassen Dohms Schreibstil einem persönlich gehaltenen Gesprächsstil sehr nahe kommen. Doch nicht nur Dohm schreibt sich selbst als „Ich“ in ihre Essays ein, sie lässt

---

<sup>263</sup> Vgl. Stauffer/Balmer: Ästhetisch oder Politisch, S. 88.

<sup>264</sup> Dohm: Die wissenschaftliche Emanzipation der Frau, S. 112.

<sup>265</sup> Vgl. Hammerstein, Katharina von: Meine Feder ist mein Schild. Hedwig Dohms streitbare Ästhetik wider den Antifeminismus. In: Rieger, Eva/ Schroeder Hiltrud: „Diese Frau ist der Rede wert“. Festschrift für Luise Pusch. Herbolszheim: Centaurus 2004, S. 15-33. S. 15 - 17.



auch ihre „GegnerInnen“ und andere Personen zu Wort kommen. Die Vielstimmigkeit wird durch die direkten Reden, sei es in Form von Zitaten oder direkten Ansprachen an ihre „WidersacherInnen“ und die LeserInnen betont. Durch die verschiedenen Wahrnehmungsperspektiven bekommen Dohms polemische essayistische Texte die „Qualität eines kommunikativen Forums“<sup>266</sup>. Die Auswahl und Darstellungsweise der oppositionellen oder befürwortenden Stimmen obliegen der Autorin, die sich diesbezüglich eines breiten Gebiets annimmt.<sup>267</sup>

Im literarischen Text, in dem der Briefanteil dominiert, spricht auch ein „Ich“, die jeweilige Protagonistin. Dieses „Ich“ unterscheidet sich von der selbstbewussten Haltung des „Ichs“ in den Essays vor allem durch die Zurückhaltung. Resignativ wird in den drei Briefromanen die um 1900 gängige und realistische Nichterfüllung der weiblichen Selbstbestimmtheit thematisiert und geschildert.<sup>268</sup> In den Essays geht Dohm radikal offen vor, um die frauenfeindlichen „Alltagsweisheiten“ und Thesen ihrer Gegner mit „scharfer Zunge“ zu widerlegen. Die „Ichs“ der drei Briefromane sind dabei vorsichtiger und zurückhaltender. Reflexiv schildern sie ihren Lebensalltag und geben ihre Gedanken zur Situation der Frau wieder. Diese Vorgangsweise ist typisch für die Gattung Briefroman und deren Definition (siehe oben Kapitel 2). Die antifeministischen Alltagsdiskurse werden (zumeist) nicht offen und mit der vordergründigen Intention, sie zu widerlegen, angeführt, sondern manifestieren sich erst nach und nach im Laufe der Erzählung. Die Diskussions- und Erläuterungsform der Essays wird im Briefroman durch die Schilderung bestimmter und um 1900 real möglicher Lebenssituationen und Momente ersetzt, die das „Ich“ im Roman zum Hinterfragen der Zustände anregen. Dadurch wird auch der/die (zeitgenössische) LeserIn dazu angehalten, die geschilderten Situationen und Lebensentwürfe zu überdenken.

Die Destruktion des „naturbestimmten“ Bildes der Frau mit den damit einhergehenden Einschränkungen spielt auch in den Briefromanen eine große Rolle. In der Erzählung und Entwicklung der Protagonistinnen wird ersichtlich,

---

<sup>266</sup> Hammerstein: Meine Feder ist mein Schild, S. 31.

<sup>267</sup> Vgl. Hammerstein: Meine Feder ist mein Schild, S. 31.

<sup>268</sup> Vgl. Hammerstein: Meine Feder ist mein Schild, S. 16.

dass diese als weiblich definierten Eigenschaften und Verhaltensweisen durch die Erziehung und das Umfeld sozialisiert sind. Im Laufe der Trilogie tritt der Briefanteil, in dem ein „Ich“ erzählt, zwar immer mehr zurück, das „Ich“, wie es in den Essays vorkommt, nimmt allerdings mehr und mehr zu. Da *Christa Ruland* sich der aktuellen Lebenszeit von Hedwig Dohm nähert, ist diese Entwicklung zu einem dominanteren „Ich“ auch nachvollziehbar. Christa sagt selbst:

*Ich schaffe das „man“ ab. Statt „man sagt - man ist der Meinung“ sage ich nun „Ich.“<sup>269</sup>*

Was in den Essays die beißende und scharfsinnige Argumentation in der Widerlegung der wiedergegebenen Thesen der „GegnerInnen“ leistet, ist hier die Vorführung alltäglicher, auf eben diesen Alltagswahrheiten und antifeministischen Thesen beruhenden, Lebenssituation. In beiden Fällen werden LeserInnen in den Prozess der Erkenntnis eingebunden, der wiederum zu einem Umdenken führen soll. Das Ziel in Hedwig Dohms fiktiven und nicht fiktiven Texten ist also demnach die Zerstörung von althergebrachten Idealen und Vorurteilen, die die Frau an ihren engen Wirkungskreis binden und ihr „naturegegebene“ Wesensmerkmale zuschreiben. Dohm schreibt sowohl im Briefroman, als auch in ihren Essays gegen die vorhandenen unmündigen und beschränkten Lebensumstände der Frauen an.

Trotz aller Verschiedenheiten in den Ausdrucksmöglichkeiten zeigt sich in beiden Textsorten die Destruktion von bestehenden angeblichen Wahrheiten, was zu neuen Denkmustern verhelfen soll, als Ziel der rhetorischen Strategie. Der Briefroman ist insofern als maskierter Essay zu sehen, da die Kernaussagen und Intentionen gleich sind. Im Essay werden diese Punkte von Anfang an offen angesprochen und radikal in Frage gestellt. Im Briefroman werden die Thesen in eine Entwicklung gesteckt und erzählerisch verpackt. Zum Teil werden die drei „Ichs“ der Briefromane jedoch sogar so konkret und deutlich wie Dohm in ihren Essays und es zeigen sich die gleichen rhetorischen Mittel. Hier ist der Briefroman als Maskierung der Essays erkennbar. In der folgenden Analyse werde ich nun auf die von Dohm verwendeten sprachlichen

---

<sup>269</sup> Dohm: Christa Ruland, S. 99.

Methoden zur Destruktion eingehen, wie sie in den Essays und Briefromanen vorkommen. Diese Methoden sind

1. die Demontage der gegnerischen Vorurteile mittels Refutatio,
2. die Verspottung von Klischees durch Ironie und Satire,
3. die Verdeutlichung der Prägung durch „Sitte und Tradition“ mit Bildern und Vergleichen sowie
4. die Fragestellung als Anstoß zur Reflexion.

### **4.3. Stilmittel der Destruktion in Roman und Essay**

#### **4.3.1. Refutatio - Demontage von Vorurteilen**

In der Demontage von Zitaten, althergebrachten und tradierten „Allgemeinweisheiten“, die nicht mehr hinterfragt werden und der angeblichen natürlichen Bestimmung der Geschlechter, kommt Dohms Strategie der Destruktion klar zum Ausdruck. Indem Dohm ihren Vorrednern widerspricht, zerstört sie deren Thesen. In der Rhetorik wird dieses Vorgehen „Refutatio“ genannt. Der Begriff stammt aus dem lateinischen und bedeutet Gegenargumentation oder Widerlegung. Als rhetorische Figur wird sie in der Argumentation dort eingesetzt, wo es um eine Gegendarstellung oder die Leugnung der Beweisführung bzw. These der Kontrahenten geht. Sie kommt vor allem in Texten oder Reden vor, in denen eine polemische Intention dominiert.<sup>270</sup>

Bei Dohm wird ein postulierter Sachverhalt widerlegt und damit in seiner Gültigkeit von dem/der LeserIn in Frage gestellt. Mit einem dominanten „Ich“ werden konkrete Aussagen oder Vorurteile demontiert. Das erste Beispiel stammt aus dem Roman *Sibilla Dalmar*. Hier spricht sich die Protagonistin gegen den Ehezwang aus und bricht damit das zuvor beschriebene Bild der Unsittlichkeit.

---

<sup>270</sup> Vgl. Historisches Wörterbuch der Rhetorik. Hrsg. von Gert Ueding, Band 7, Tübingen: Max Niemeyer 1996, S. 1109-1113.

*Ein von seiner Partei hochgeschätzter Professor und Publizist sagte in einer seiner Schriften kurz und bündig: „Was über die volle und unauflösliche Lebensgemeinschaft von Mann und Weib hinausstrebt, verfällt einfach dem sittlichen Schmutz, so die bekannte „Freie Liebe“ der Sozialisten. **Ich kehre kurz und bündig den Satz um und sage:** jede Ehe, in der das Weib sich ohne Liebe und Willen zur Umarmung dem Manne hingeben muß [sic!], verfällt dem sittlichen Schmutz.<sup>271</sup>*

Auch im Essay *Die wissenschaftliche Emancipation der Frau* kommt der gleiche Argumentationsduktus vor. Zudem handelt es sich bei diesem Beispiel wieder um „Sittlichkeit“, diesmal aber im Zusammenhang mit der ärztlichen Untersuchung.

*„So gewiß [sic!],“ sagt Herr von Bischof [sic!], „als das weibliche Geschlecht von Natur aus sitzsamer, schamhafter und keuscher ist als das männliche - so gewiß [sic!] ist es, daß [sic!] die nothwendige [sic!] Mißachtung [sic!] und Vernachlässigung dieser Eigenschaften, welche medizinische Studien mit sich führen, das absolute Verdammungsurtheil [sic!] über dieses unsittliche Unternehmen unserer Zeit ausspricht“. **Ich kehre einfach den Satz um und sage:** so gewiß [sic!] als das weibliche Geschlecht von Natur aus sitzsamer, schamhafter, keuscher ist, als das männliche, u.s.w., so gewiß [sic!] müssen wir ein absolutes Verdammungsurtheil [sic!] aussprechen über das unsittliche Unternehmen vieler Jahrhunderte, Frauen in [sic!] Geschlechtskrankheiten von Männern untersuchen zu lassen.<sup>272</sup>*

In diesem Vergleichsbeispiel ist deutlich zu erkennen, dass beide Zitate gleich aufgebaut sind. Die Protagonistin im Briefroman *Sibilla Dalmar* argumentiert in gleicher Art und Weise wie Dohm in ihrem Essay. Zuerst wird eine Aussage eines Gegners in direkter Rede wiedergegeben und dann demontiert. Ein dominantes „Ich“ wiederholt die Aussage im gleichen Argumentationsduktus mit treffenden Änderungen an den signifikanten Stellen. Es wird so die Sinnhaftigkeit des Postulats in Frage gestellt. In *Sibilla Dalmar* treten die Reflexion und die detaillierte Schilderung der Gedanken wie sie im Briefroman vorherrschend sind hinter eine klare deutliche Aussage zurück.

Im Essay *Der Frauen Natur und Recht* zeigt sich auch, dass die Demontage mittels Widerlegung und Umkehrung einer behaupteten These nicht immer funktioniert. So wird allerdings auch klar, wie widersinnig die Argumentation

---

<sup>271</sup> Dohm: *Sibilla Dalmar*, S. 142.

<sup>272</sup> Dohm: *Die wissenschaftliche Emancipation*, S. 78.

gegen die politische und soziale Gleichstellung der Frau ist. Dohm beginnt auch hier mit einer Aussage einer gegnerischen Position, gegen die das „Ich“ sich stellt.

*Man behauptet: die Frau, weil sie überhaupt Kinder zur Welt bringt, ist mit politischer Impotenz behaftet.[...] einem physischen Vorgang wird willkürlich eine sittliche oder geistige Basis gegeben. Weil die Frauen Kinder gebären, darum sollen sie keine politischen Rechte haben. **Ich behaupte**: weil die Männer keine Kinder gebären, darum sollen sie keine politischen Rechte haben und ich finde die eine Behauptung mindestens ebenso tiefsinnig wie die andere.<sup>273</sup>*

Durch das „man“ ist der/die GegnerIn nicht eindeutig auszumachen. Es wird hier also eine tradierte, kulturell geprägte „Allgemeinweisheit“ aufgegriffen und umgekehrt. Ein körperlicher Vorgang ist die Voraussetzung für einen bestimmten geistigen Zustand. Mann und Frau werden deutlich voneinander abgegrenzt. Durch die Umkehrung legt Dohm dieses widersinnige Argument offen. Es soll so gezeigt werden, dass eben diese Allgemeinweisheit keine reale vernunftbestimmte Gültigkeit besitzt, aber dennoch in den Köpfen vieler festgesetzt ist.

Auch die Eigenschaften, die Frauen und Männern zugeschrieben werden, stehen im Gegensatz zueinander. Bei Frauen dominiere das Gefühl, bei Männern der Verstand. In *Die Antifeministen* heißt es:

*Man scheint sich die Sache im Bild einer Waage vorzustellen. In der einen Schale liegen Weiblichkeit und Gefühle, in der andern die Intelligenzkräfte, und je mehr nun die Schale mit den Intelligenzkräften steigt, je mehr sinkt die andere mit den Gefühlen. Darum - Fort mit dem weiblichen Intellektualismus!<sup>274</sup>*

Christa Ruland gibt in einem Gespräch mit ihrer Schwester Anne Marie den Schlusssatz der These des Antifeministen wieder, allerdings verwendet sie ihn unter anderen Aspekten.

---

<sup>273</sup> Dohm: Der Frauen Natur und Recht, S. 78.

<sup>274</sup> Dohm: Die Antifeministen, S. 132.

*Du, ich habe neulich in der Schrift eines berühmten Mediziners gelesen: Das Weib wäre tierähnlich, und der liebe Gott hob es in seiner Weisheit zum Nutzen und Frommen der Menschheit also geschaffen und die Schrift schließt mit den Worten: Fort mit dem Intellektualismus des Weibes. Ich schließe mich dem Vorredner an: Fort mit dem Intellektualismus!*<sup>275</sup>

Wird im Essay nur der „Antifeminist“ zitiert, der den Frauen Bildung und Intellekt zu Gunsten der Weiblichkeit versagen will, so spricht sich Christa Ruland deutlich gegen den Intellektualismus des Vorredners aus, dessen These sie widersinnig findet. Nicht der Intellektualismus des Weibes, der angeblich dafür sorgt, dass die emotionalen Fähigkeiten verkümmern, soll zurückgedrängt werden, sondern der Intellektualismus, der auf „Naturgesetzen“ basiert. Christa Ruland greift hier in ihrer Argumentation also schon einen Schritt weiter. Sie selbst lebt schon in der jungen Generation von der Dohms radikale Äußerungen in den Essays schon verstanden werden. Die Refutation der Vorstellungen und Aussagen der Antifeministen verläuft hier im Briefroman mit den Mitteln der Essays.

In den Texten werden aber nicht nur direkte Aussagen aus aktuellen frauenfeindlichen Schriften oder propagierte Scheinwahrheiten aufgegriffen, sondern auch literarische Zitate, wie zu Beispiel von Johann Wolfgang von Goethe, das im Sinne der Emanzipation umgekehrt wird.

*„Es strebt der Mann nach Freiheit, das Weib nach Sitte.“<sup>276</sup> Aus dem Schatz ewiger Wahrheiten eine der citiertesten [sic!]. Lebte Goethe heut, er müßte [sic!] diese ewige Wahrheit umarbeiten - nein umkehren. „Es strebt das Weib nach Freiheit, der Mann nach Sitte,“ wenn wir von gewissen unsittlichen Divertissements absehen.<sup>277</sup>*

Das Zitat aus Goethes Drama *Torquato Tasso* (1790) wird hier als „ewige Wahrheit“ bezeichnet. Diese „ewige Wahrheit“ ist auch eine tradierte Auffassung der „natürlichen“ Bestimmung der Geschlechter, die der Frau einen engen Wirkungskreis verleihen. Sie, die Frau, strebe nach Sitte, nach der gleichen

---

<sup>275</sup> Dohm: Christa Ruland, S.37.

<sup>276</sup> Der Satz lautet eigentlich „Nach Freiheit strebt der Mann, das Weib nach Sitte“ und stammt aus dem ersten Auftritt im zweiten Akt von Goethes Drama *Torquato Tasso*. Vgl. Goethe, Johann Wolfgang von: *Torquato Tasso*. In: Werke. Band 2. Dramen. Hrsg. von Friedrich Pustet. München: Winkler 1972, S. 735.

<sup>277</sup> Dohm: Christa Ruland, S. 85.

Lebensaufgabe wie sie schon Generationen vor ihr hatten. Der Mann entwickle sich weiter. Doch mit der Frauenbewegung hat sich gezeigt, dem ist nicht so. Es ist ganz und gar umgekehrt. Wenn die Frau nach Freiheit strebt, ist es der Mann, der sie mit dem Argument der Sitte und Tradition zurückhält. Die Protagonistinnen in *Christa Ruland* erkennen das ganz deutlich. Diese und auch viele weitere „ewige Wahrheiten“ haben ihre Gültigkeit verloren, sobald jemand sie hinterfragt. Dazu möchte auch die Autorin Dohm anregen, in dem sie die essayistischen realen Elemente in die Fiktion einbindet.

Ein ganzes Kapitel in *Die Antifeministen* widmet Dohm Friedrich Nietzsche, der auch mit dem Argument der „natürlichen Bestimmung“ ein Frauenbild entwirft, das mit vielen Widersprüchen behaftet ist. Dohm fasst einige seiner Aussagen aus *Jenseits von Gut und Böse* (1886) zusammen und fragt danach, ob diese eigentlich zusammen passen.

*Und ihre [der Frau] wilden schweifenden Begierden, die Tigerkrallen<sup>278</sup>, u.s.w. kann ich ihr auch mit echter Religiosität<sup>279</sup> nicht zusammenreimen. Muß [sic!] es sich denn aber reimen? Es reimt sich sogar sehr oft nicht. Es reimt sich auch nicht, daß [sic!] die Natur der Frau zuerst die unerziehbare innerliche Wildheit verlieh<sup>280</sup> und die selbe Natur sie dann zu einem verschließbaren Eigentum des Mannes<sup>281</sup> bestimmte. Nicht Explosionen zu befürchten?<sup>282</sup>*

Das Dogma der natürlichen Bestimmung ist Dohm stets ein Dorn im Auge, denn ein Großteil der Argumente gegen eine bessere Bildung und Berufsausübung von Frauen basieren darauf. Nietzsches ideales Frauenbild ist geprägt von angeblichen weiblichen Eigenschaften, die nicht zusammen passen. Für Dohm „reimt“ sich weder dieses widersprüchliche Bild, noch die Argumentationsweise an sich, die sie auch in der Fiktion, wie das nächste Zitat zeigt, kritisiert.

---

<sup>278</sup> Vgl. Nietzsche, Friedrich: *Jenseits von Gut und Böse. Zur Genealogie der Moral*. Hrsg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari. Berlin/New York: de Gruyter 1988, S. 178.

<sup>279</sup> Vgl. Nietzsche: *Jenseits von Gut und Böse*, S. 177.

<sup>280</sup> Vgl. Nietzsche: *Jenseits von Gut und Böse*, S. 178.

<sup>281</sup> Vgl. Nietzsche: *Jenseits von Gut und Böse*, S. 175.

<sup>282</sup> Dohm: *Die Antifeministen*, S. 29.

*Und doch - lese ich aufmerksam Seite für Seite in seinen [Nietzsches] Werken, so frappieren mich hier und da Banalitäten, Einseitigkeiten, paradoxe Aussprüche, wie eben die über die Frauen.<sup>283</sup>*

Auch die Romanfigur Sibilla Dalmar erkennt in Nietzsches Texten Ungereimtheiten in seinem Frauenbild. Dohms Erkenntnisse, die sie in den Essays vermittelt, kommen auch im Briefroman zum Tragen. Auch wenn Sibilla Dalmar hier keine direkten Zitate wiedergibt und widerlegt, wird so ausgedrückt, dass es Widersprüche gibt und Sibilla sie auch erkennt. Der Weg der Erkenntnis der Protagonistin wird so geschildert und kann als Art Anleitung für den/die LeserIn gelten, selbst darüber nachzudenken.

#### **4.3.2. Ironie und Satire**

In Hedwig Dohms essayistischem Werk wird oft der ironische und satirische Stil betont und gelobt. Er findet sich auch in ihren erzählerischen Texten wieder.<sup>284</sup> Das Verspotten oder Verlachen von klischeehaften Eigenschaften oder Aussagen regt ebenfalls dazu an, sie in Frage zu stellen.

Die ursprüngliche Bedeutung des griechischen Begriffs „eironeia“, von dem sich das Wort Ironie ableitet, ist „Verstellung“. Diese Bedeutung wandelt sich aber zu einer rhetorischen Ausdrucksform, in der der/die GegnerIn verspottet, gedemütigt oder lächerlich gemacht werden soll. Seit dem 4. Jahrhundert vor Christus gilt die Ironie als „spöttische Redeweise, bei der das Gegenteil des Gemeinten zum Ausdruck gebracht wird“<sup>285</sup>. Diese Definition herrscht noch immer vor, auch wenn sie nicht alle Facetten der Ironie erfasst. In der Linguistik des 20. Jahrhunderts wurde das schon mehrmals untersucht.<sup>286</sup> Nach Edgar Lapp ist die Ironie eine vorgespielte Lüge, die bedingt durchschaubar ist. Es ist die Aufgabe des/der RezipientIn, die ironische Aussage als solche zu erkennen, was ein großes Maß an Interpretation benötigt. Sobald die ironische Aussage eben nicht als solche verstanden wird, kommt es zur Täuschung, die nicht beabsichtigt ist. Ziel der Ironie ist es, zu zeigen, dass der/die SprecherIn sich

---

<sup>283</sup> Dohm: Sibilla Dalmar, S. 161.

<sup>284</sup> Vgl. Rohner: In Litteris Veritas, S. 77.

<sup>285</sup> Lapp, Edgar: Linguistik der Ironie. Tübingen: Narr 1997, S. 21.

<sup>286</sup> Vgl. Lapp: Linguistik der Ironie, S. 18-28.



vom Gegenstand der Äußerung distanziert.<sup>287</sup> Sie dient dazu einen wahrgenommenen Sachverhalt zu korrigieren oder ihn in zu hinterfragen. Dabei bricht sie mit Erwartungshaltungen, wodurch sich eine enge Beziehung zum Komischen zeigt.<sup>288</sup>

Die Ironie steht auch in Verbindung mit der Satire. Als satirisch werden dem *Historischen Wörterbuch der Rhetorik* zu Folge die Elemente bezeichnet, die von einer aggressiven ironischen Rhetorik geprägt sind. Die Satire dient der dialektisch moralischen Verspottung der Laster und beabsichtigt damit auch eine didaktische Läuterung. Die Definition der Ironie spiegelt auch den rhetorische Charakter der Satire. Die am häufigsten verwendeten Möglichkeiten satirisch zu argumentieren sind das Gegenteil oder auch etwas anderes zu sagen, als das was gemeint ist, der Tadel durch falsches Lob bzw. ein Lob durch vorgebliches Tadeln und das sich lustig machen und spotten.<sup>289</sup>

In der Forschung wurden Dohms essayistische Texte stets von den erzählerischen getrennt behandelt und die „Polemikerin“ Dohm von der „Romanautorin“ Dohm streng unterschieden. Dass die Komik im Romanwerk in der Forschung lange nicht erkannt wurde, kann nach Isabel Rohner daran liegen, dass durch die autobiographisch wirkende Form der Eindruck vermittelt wurde, dass ein reales Frauenleben nachgebildet wird. Ironie u.a. in den erzählerischen Texten einer Frau wäre somit nicht möglich und kann auch nicht erkannt werden. Diese Lesart der Forschung und die Beschränkung von Texten aus weiblicher Feder auf die Autobiographie bestätigt dieses Vorurteil.<sup>290</sup>

Nikola Müller erkennt, dass im essayistischen Werk die Ironie zum Tragen kommt, weil Dohm das behandelte Thema gerne in einen anderen Zusammenhang stellt und einen Kontrast zum täglichen weiblichen Leben bilden möchte. Die antifeministischen Ideen, die oft als geistiges Allgemeingut gelten, werden so aufgezeigt und ad absurdum geführt. Hierin zeigt sich auch die Destruktion als rhetorische Strategie. Mit „zornigem Sarkasmus und

---

<sup>287</sup> Vgl. Lapp: Linguistik der Ironie, S. 133-139.

<sup>288</sup> Vgl. Rohner: In *Litteris Veritas*, S. 77.

<sup>289</sup> Vgl. *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*. Hrsg. von Gert Ueding, Band 8, Tübingen: Max Niemeyer 1996. S. 447.

<sup>290</sup> Vgl. Rohner: In *Litteris Veritas*, S. 79-80.

augenzwinkerndem Spott“<sup>291</sup> deckt Dohm die Irrtümer der vielschichtigen Behauptungen auf und zeigt die Widersprüchlichkeit zwischen den althergebrachten Meinungen gegenüber Frauen und ihrem realen Leben im Hier und Jetzt. Durch die Ironie und die Satire sollen die RezipientInnen dazu aufgefordert werden, diese antifeministischen Alltagswahrheiten zu hinterfragen und die Stellung der Frau in der Gesellschaft zu überdenken.<sup>292</sup>

Ironie und satirische Elemente finden sich sowohl in den Essays als auch in den Briefromanen. Die in den Essays behandelten Themen werden hier in einen größeren Kontext gestellt, der eben das gesamte Leben einer Frau in der jeweiligen Generation und Gesellschaft ausmacht. So wie Dohm auch in den Essays von eigenen Erfahrungen ausgeht, geben auch die Protagonistinnen der Briefromane ihre Sicht der Dinge wieder. Durch die Verspottung ihrer „GegnerInnen“ und deren Aussagen werden diese auch zerstört. Dadurch soll bei den LeserInnen erneut ein Umdenken hervorgerufen werden.

Ein thematischer Punkt, in dem Hedwig Dohms satirischer Spott gezielt zum Tragen kommt, ist die Charakterisierung der Frauenfiguren im Roman und dem vorherrschenden, von Vorurteilen geprägten Bild der Frau in den Essays, das durch die „GegnerInnen“ Dohms vermittelt wird.

*Preußisch schwarz weiß, vom Scheitel bis zur Sohle, das waren sie, obwohl sie mit Vorliebe modfarbene [sic!] Kleider trugen. Wasser mit Milch - nicht etwa Milch mit Wasser, das war die Signatur der damaligen höheren Beamtentochter.* <sup>293</sup>

An dieser Stelle in *Schicksale einer Seele* wird auf Marlene Buchers Cousinen verwiesen. Diese Familie war wohlhabender als Marlenes. Modische Kleidung war in diesen Ständen ein besonders wichtiges Thema und Gut. Die Satire zeigt sich hier aber nicht allein nur an der Banalisierung des typisch weiblichen Themas „Kleidung“, sondern der Verbindung mit der Politik und den Verhaltensweisen und Eigenschaften, die einem je nach politischer Ausrichtung

---

<sup>291</sup> Müller, Nikola: Hedwig Dohm (1831-1919). Eine kommentierte Biographie. Berlin: trafo 2000, S. 15.

<sup>292</sup> Vgl. Müller: Hedwig Dohm (1831 - 1919), S. 14-15.

<sup>293</sup> Dohm: Schicksale einer Seele, S. 55.

zugeschrieben werden. Marlene Bucher macht sich hier über die Cousinen sowie deren Modetick und Vorlieben lustig. Marlene sympathisiert an diesem Punkt in der Erzählung mit der 1848er Revolutionsbewegung, daher ist die Kritik hier auch eine politische, die in „Mode“ verpackt wird.

Auch in *Christa Ruland* wird das Aussehen und Modebewusstsein der bürgerlichen Frau thematisiert. Der hier beschriebene Frauentypus interessiert sich nur für Aussehen und Kleidung und ordnet sich dem typischen Bild der oberflächlichen Frau unter. Dies wird von Christa spöttisch kommentiert.

*Da Bücher keine Hüte waren, gehörte es nicht zu ihren Gepflogenheiten sie zu kaufen.*<sup>294</sup>

Damit charakterisiert der Erzähler hier Frau Adelheid Thalheim, die den „Jour“ von Christa Rulands Mutter besucht. Zuvor wird sie als „Naturtoillettendame“<sup>295</sup> bezeichnet, die „ohne Rest in ihren Kleidern auf[ging]“<sup>296</sup>. Das Aussehen und die Schönheit sind hier die Themen, die die Frauen am meisten beschäftigen. Das „schöne Geschlecht“ solle sich auch nicht auf andere Dinge wie Bildung und Arbeit konzentrieren, damit es eben diese Schönheit nicht verliere. Dieses Vorurteil, das in vielen gegnerischen Schriften gegen die Verbesserung der Frauenbildung vorkommt<sup>297</sup>, wird hier im Roman dargestellt, um es zu kritisieren.

Die Antifeministen gehen davon aus, dass die Folge für eine Frau, die sich der Bildung hingibt, die äußere „Vermännlichung“ sei. Im gleichnamigen Essayband schildert Dohm die Meinungen eines „Amazonentöters“<sup>298</sup>, dessen Namen sie nicht nennt. Er schreibt über die „physische Natur des Weibes“<sup>299</sup> und beurteilt nur das Äußere. Dadurch zieht er Rückschlüsse auf den Charakter. In ihrer üblichen Vorgangsweise zitiert Dohm seine Aussagen und

---

<sup>294</sup> Dohm: *Christa Ruland*, S. 8.

<sup>295</sup> Dohm: *Christa Ruland*, S. 7.

<sup>296</sup> Dohm: *Christa Ruland*, S. 7.

<sup>297</sup> Vgl. zB. Dohm: *Was die Pastoren denken*, S. 38-60.

<sup>298</sup> Dohm: *Die Antifeministen*, S. 12.

<sup>299</sup> Dohm: *Die Antifeministen*, S. 18.

kommentiert sie mit Hinblick auf die Frauenfrage. Die Ironie zeigt sich hier in der vorgegebenen Erleichterung im ersten und letzten Satz des Zitats.

*Gott sei Dank kann die ominöse Stirnfalte beseitigt werden. „Solche Frauen können mit Liebe und Gemütsruhe leicht regiert, und es kann die Tiefe ihrer senkrechten Stirnfalten immer mehr vermindert werden.“ Wir atmen auf.<sup>300</sup>*

Weiter hinten im Essay kommentiert sie das Vorurteil folgendermaßen:

*Was die äußere Vermännlichung betrifft, so muß [sic!] ich allerdings zugeben, das zwei bis drei unter den Berliner Radikalen kurzgeschorenes Haar tragen, aber aufrichtig gesagt, ich habe diese Frisur mehr auf weibliche Koketterie (sie steht ihnen sehr nett) zurückgeführt als auf den Drang Männer zu werden.<sup>301</sup>*

Dohm spottet über die Paranoia und die Angst vor Konkurrenz der Männer. Nur weil Frauen kurze Haare tragen oder höhere Bildung und einen Beruf anstreben, wechseln sie nicht das Geschlecht. Sie dringen aber wohl in männerdominierte Bereiche ein, was eben angeblich auch Äußerliche Veränderungen der Frauen mit sich zieht. Mit dieser Behauptung wird versucht, Frauen von der Bildung fern zu halten, damit das „Schöne Geschlecht“ nicht verkümmere. In weiterer Folge, entsteht dadurch das Vorurteil, Frauen interessieren sich nur für ihr Aussehen. Sibilla Dalmar thematisiert diese Problematik ebenfalls. Das folgende Beispiel zeigt deutlich, dass dieses Vorurteil eben nicht nur von Männern vorgebracht wird, sondern auch von Frauen.

*Neulich als Jolante für die Gymnasialbildung der Frau eintrat, meinte ein junges Bürschchen, natürlich Barönchen: „Gott, wenn erst einige junge Damen etwas gelernt hätten, so würden alle meinen es wäre nicht ‚fesch‘, wenn sie nicht auch Griechisch und Lateinisch lernten, und dann würden alle Mädels Griechisch und Lateinische lernen und das wäre doch fad.“ „Nicht wahrscheinlich“, antwortete ich ihm, „daß [sic!] diejenigen, deren Lebensziel ‚Feschheit‘ ist, sich dieser immerhin bedeutenden Anstrengung unterziehen würden.“ Isolde stimmte dem Bürschchen lebhaft bei. Die Frau müsse vor allem Frau sein, d.h weiblich. Und sie brach den Stab über alle velocipedfahrenden, reitenden,*

---

<sup>300</sup> Dohm: Die Antifeministen, S. 18.

<sup>301</sup> Dohm: Die Antifeministen, S. 75.

*lateinischlernenden, wurzelausziehenden, lyceebesuchenden Damen, schien aber Puder, Cigaretten [sic!], und Dichtersgattin zu sein für den Inbegriff von Weiblichkeit zu halten.*<sup>302</sup>

Hier kritisiert Sibilla Dalmar mit Ironie die Oberflächlichkeit der Frauen in ihrem „Jour“. Sie macht sich sogar über die Aussage des „Barönchen“ bzw. die von ihm beschriebenen Damen lustig. Die „Feschheit“ sei das Lebensziel der Frauen. Bei den bürgerlichen Frauen in Sibillas Umfeld würde das durch „Nichts-Tun“ und Oberflächlichkeiten erreicht werden. Wenn nun also Bildung „fesch“ wäre, würden die Frauen dann wenigstens sinnvollen Tätigkeiten nachgehen. Der Absatz zeigt auch im Roman, die von Dohm so oft in den Essays erwähnte und benötigte Solidarität der Frauen, um die Ziele der Emanzipationsbewegung erreichen zu können. Dialogpassagen wie diese kommen in *Sibilla Dalmar* häufiger vor. Die dramenhaften Dialoge sind auch in den Essays zu finden, wie in *Der Jesuitismus im Hausstande*. In einem Dialog darin äußern sich mehrere Damen abschätzig über eine nicht Anwesende, deren schlechte Haushaltsführung und ihre Erwerbstätigkeit als „Musterornamentzeichnerin“.<sup>303</sup>

Auch Marlene Bucher äußert sich spöttisch über ihre Geschlechtsgenossinnen aus der bürgerlichen Schicht. Sie selbst ist hier bereits mit Walter Bucher verheiratet.

*Es gab in unsern Kreisen einige pikante, schöne, geistvolle Damen, hochgefeierte, die sich von Dirnen nur durch den Ehering unterschieden. Man konnte sie nichtmal mit der Augier'schen „Armen Löwin“<sup>304</sup> in eine Reihe stellen. Denn einmal waren sie nicht arm, und dann begnügten sie sich auch nicht mit Einem [sic!] Liebhaber, um sich finanziell heben zu lassen.*<sup>305</sup>

---

<sup>302</sup> Dohm: Sibilla Dalmar, S.160.

<sup>303</sup> Dohm: Der Jesuitismus im Hausstande, S. 26-27.

<sup>304</sup> Guillaume Victor Émile Augier (1820 - 1889) war ein französischer Dramatiker. Er war Mitglied der Académie Française und ein verehrter Autor. Die in seinen Texten gezeichneten Sittenbilder gelten als Dokumentation des zeitgenössischen gesellschaftlichen Lebens. Augier beschrieb eine große Anzahl lebendiger Charaktere, durch die er in erzieherischer Absicht vom Standpunkt der Moral aus die Besitzgier und den schrankenlosen Individualismus anprangert. Er behandelt außerdem das Thema der Prostitution. In dem oben angegebenen Zitat wird auf Augiers Drama Les lionnes pauvres (Die Armen Löwinnen) von 1856 verwiesen. Vgl. Lexikon der Weltliteratur. Biographisch-bibliographisches Handwörterbuch nach Autoren und anonymen Werken. Fremdsprachige Autoren A - K. Hrsg. von Gero von Wilpert. Stuttgart: Alfred Körner 2004, S. 118.

<sup>305</sup> Dohm: Schicksale einer Seele, S. 122.

In diesem Zitat spricht Marlene auch die Doppelmoral der damaligen Gesellschaft an. Die Ehe galt als Mittel zur finanziellen Absicherung nicht als Bekenntnis der Liebe zum Ehepartner. In diesem Zitat werden auch zwei Frauenbilder voneinander abgegrenzt. Die bürgerliche Frau unterscheidet sich hier in ihrem Verhalten von den niederen ärmeren „Dirnen“ nicht. Nur ein äußeres Merkmal, der Ehering, kennzeichnet sie als Ehefrau aus dem Bürgertum. Vom Liebhaber lassen sie sich wie die „Dirnen“ finanziell unterstützen. Sie sinken somit auf ein niederes Niveau. Die „Dirnen“ zählen zu einer ärmeren Schicht mit einer niedrigeren Moral. Durch die Gier und das unmoralische Verhalten begibt sich die bürgerliche Frau auf die gleiche Ebene.

Doch nicht nur das Verhalten der bürgerlichen Frauen wird kritisiert, auch die Ehe an sich.

*Mir scheint, die Schuld an dieser Schuld trägt die Ehe selbst, ich meine die jetzige Form der Ehe, denn diese Ehe bedeutet oft genug eine Sünde gegen die Natur. Die Natur lässt sich eben nicht vergewaltigen. Schließlich bleibt sie immer Siegerin über alle Gesetze und Sitten der Welt.<sup>306</sup>*

Hinter dieser Kritik der Ehe versteckt sich ein ironischer Kommentar zur Argumentationsweise von Dohms „GegnerInnen“. Frauen seien auf Grund der naturbestimmten und angeborenen Eigenschaften nicht zu allen Arbeiten fähig. Dieser Argumentation stellt sich Dohm vehement entgegen, sie spricht sich immer wieder gegen angeblich „natürliche“ Eigenschaften aus, die den Frauen viele Möglichkeiten und die Selbstbestimmung versagen. Das Bild der Frau, wie es in den zeitgenössischen Diskussionen vorkommt, ist nicht natürlich gegeben, sondern auch schon für Dohm ein kulturelles Konstrukt. Für ihre ZeitgenossInnen gilt die Natur als ewige, allgemein gültige Wahrheit, der schlecht widersprochen werden kann. Doch Dohm greift nicht nur die Aussagen selbst, sondern auch die Argumentationsweise ihrer „GegnerInnen“ spöttisch an.

*Wo die Begriffe fehlen, stellt sich bei diesen zur rechten Zeit ein Naturgesetz, bei jenen der gesunde Menschenverstand ein.<sup>307</sup>*

---

<sup>306</sup> Dohm: Schicksale einer Seele, S. 139.

<sup>307</sup> Dohm: Der Jesuitismus im Hausstande, S. 75.

Die Natur stellt Dohm hier dem Verstand gegenüber und macht so deutlich, was sie von der Thematisierung derselben im Hinblick auf bestimmte Eigenschaften und Verhaltensweisen hält. Besonders in der Argumentation mit der „Naturbestimmtheit“ der Geschlechter gibt es Widersprüchlichkeiten, die Dohm in ihren Essays aus eigener Überzeugung heraus aufdeckt und verspottet.

### 4.3.3. Bildlichkeit und Vergleich

Bemerkenswert ist auch Hedwig Dohms bildliche Sprache. Dem *Handbuch Grundbegriffe moderner Literaturtheorie* von Jeremy Hawthorne zu Folge wird das Wort „Bild“ in der Literaturwissenschaft in verschiedenen und teilweise widersprüchlichen Bedeutungen verwendet, als Ausdruck für „geistiges Bild“ bis hin zu einer Bezeichnung für Metapher, Vergleich oder Symbol. Von „Bild“ oder „Bildlichkeit“ wird dann gesprochen, wenn es sich um bildliche Sprache im Allgemeinen handelt. „Etwas“ wird eher als konkret als abstrakt bezeichnet und scheint die Sinne anzusprechen.<sup>308</sup> Ein Sprachbild ist aber auch ein Träger eines mehrschichtigen Ausdrucks, der verdichteter ist und durch Interpretation erschlossen werden muss. Das Bild reicht über seine Eigenschaft als Sprachzeichen hinaus in die Offenheit des das Denken und Fühlen aktivierenden Symbolhaften.<sup>309</sup> Das Symbol ist ein bildhaftes Zeichen, das einen allgemeinen Sinn durchscheinen lässt und über seinen Eigenwert auf höheren geistigen Zusammenhang verweist. Die Voraussetzung für das Verständnis ist eine gemeinsame kulturelle Basis. Über das Vordergründige der Darstellung hinaus wird auf eine tiefere Bedeutung verwiesen.<sup>310</sup> Ein Vergleich gilt in der Rhetorik als Sinnfigur, welche die Ausdruckskraft der Sprache steigert und veranschaulichend wirkt. Für das Verständnis ist die Gemeinsamkeit einer Eigenschaft erforderlich.<sup>311</sup>

---

<sup>308</sup> Vgl. Hawthorne, Jeremy: *Grundbegriffe moderner Literaturtheorie*. Ein Handbuch. Tübingen/Basel: Francke 1994, S. 32-33.

<sup>309</sup> Vgl. Best: *Handbuch literarischer Fachbegriffe*, S. 68.

<sup>310</sup> Vgl. Best: *Handbuch literarischer Fachbegriffe*, S. 536.

<sup>311</sup> Vgl. Best: *Handbuch literarischer Fachbegriffe*, S. 581.

Durch den Vergleich mit einfachen Bildern versucht Dohm abstrakte Thesen verständlicher zu machen. Teilweise erscheinen diese bildlichen Vergleiche auch mit ironischem Unterton. Metaphorische Übertragungen gibt es verstärkt im Zusammenhang mit dem Leben der Frau, das auf Grund der sozialisierten und kulturell bedingten Vorurteile nicht selbstbestimmt geführt werden darf. Die „Natur“ und die „natürliche Bestimmung“ sind die primären Ausgangspunkte für propagierte „Alltagsweisheiten“, die das Frauenbild und -leben prägen. Frauen seien zudem auf Grund des naturbestimmten und angeborenen Eigenschaften nur zu bestimmten Tätigkeiten fähig. Dohm erkennt die typischen, zugeschriebenen Geschlechtsmerkmale als anerzogen, gewachsen und offensichtlich gefestigt durch Sitte und Tradition.

*Sitte und Gewohnheit sind mächtiger selbst als das Gesetz. [...] Sitte und Tradition heißt die dämonische Kraft, die seit Jahrtausenden schon die Frau in jenen engen Kreis bannt, den heute erst die Muthigsten [sic!] zu überschreiten wagen.<sup>312</sup>*

Dieses eingeschränkte Lebensumfeld der Frau kritisiert Dohm in ihren Essays. Im Briefroman werden die im Essay offen angesprochenen Hindernisse mit dem Bild der Frau als Pflanze<sup>313</sup> oder dem Symbol der Flügel, verdeutlicht. Dadurch können frauenfeindliche Aussagen und Ideologien ebenfalls hinterfragt und neu gedacht werden. Zahlreiche Möglichkeiten der Selbstverwirklichung bestehen bereits, doch die Frauen scheitern an den gesellschaftlichen althergebrachten Konventionen. Die Symbolik der nicht benutzbaren Flügel steht für die gehemmte Entwicklung der Frau.

*Ich komme mir selber oft wie eine Schnecke mit Flügeln vor. Sie nützen mir nichts - die Flügel, das Schneckenhaus ist zu schwer.<sup>314</sup>*

Marlene Bucher nennt hier neben den Flügeln, die einen selbst weiter bringen sollten, so wie sie auch Vögel zur Fortbewegung dienen, das Schneckenhaus. Das Schneckenhaus ist ein abgeschlossener Rückzugsort und kann als die

---

<sup>312</sup> Dohm: Die wissenschaftliche Emancipation der Frau, S. 27.

<sup>313</sup> Zur Pflanzenmetaphorik in Christa Ruland Vgl. Stauffer, Isabelle/Susanne Balmer: Ästhetisch oder Politisch? Autorinnen im Umfeld der ersten Frauenbewegung. In: variations 13/2005. S. 85-102.

<sup>314</sup> Dohm: Schicksale einer Seele, S. 8.



Beschränkung der Frau auf ihre Rolle als Hausfrau, Gattin und Mutter und der damit einhergehenden Zurückdrängung in die häuslich begrenzte Sphäre verstanden werden. So kann darunter die vorherrschende kulturell geprägte Einschränkung des weiblichen Lebensraumes und Rollenbildes verstanden werden. Die bestehenden Normen wiegen zu schwer, um von den ersten Keimen eines freien selbstbestimmten Frauenlebens mit besseren Bildungsmöglichkeiten und einer Berufsausübung getragen werden zu können. Marlene Bucher weiß, sie könnte mit ihrem Talent und ihrem Wissen mehr erreichen, die Gesellschaft hindert sie aber daran.

*Wer nennt die Leitfäden alle, die in diesem Seminar zusammenkamen, um einen lebendigen Geist in eine mechanische Lernmaschine zu verwandeln. [...] Es war fürchterlich, ein reines Flügelknicken.<sup>315</sup>*

Hier beschreibt Marlene Bucher das Lehrerinnenseminar, das sie nun sogar mit dem Einverständnis ihrer Mutter besuchen darf. Doch bald bemerkt sie, dass diese Ausbildungsmöglichkeit keine Bildungsmöglichkeit ist. Die Flügel, die die Fähigkeiten und der Wille, sind hier vorhanden, durch die gesellschaftliche Norm werden sie aber geknickt und können der Weiterbildung des freien Denkens nicht dienen.

*Aller weiblicher Kreatur werden von früh an die Flügel gestutzt.<sup>316</sup>*

In diesem Zitat aus *Sibilla Dalmar* wird die Vorstellung der Vererbung und die eingeschränkte Natur der Frau untergraben. Erneut gilt das Symbol der gestutzten Flügel als Ausdruck des nicht selbstbestimmten und beschränkten Lebens der Frauen. Ohne das auch ausdrücklich zu sagen, erklärt Sibilla so, dass dem weiblichen Geschlecht seine Rolle nur zugeschrieben und diese grundsätzlich ein Resultat der Erziehung ist. Die Flügel, die körperlichen und geistigen Voraussetzungen für Bildung und Berufsausübung, werden durch den gesellschaftlichen Zwang der Unterordnung gestutzt.

Auch in *Christa Ruland* kommt das Symbol der Flügel vor. Hier ist die Entwicklung schon einen Schritt weiter.

---

<sup>315</sup> Dohm: Schicksale einer Seele, S. 64.

<sup>316</sup> Dohm: Sibilla Dalmar, S. 101.

*Die neuen Frauen, die sind wie Vögel, die, aus dem offenstehenden Bauer entschlüpft ins Freie wollen. Sie halten aber eine Glasscheibe für das Freie, fliegen mit Vehemenz dagegen und zerschmettern sich den Kopf.<sup>317</sup>*

Die Flügel tragen hier nicht zu schweren Ballast (Marlene Bucher) oder wurden gestutzt (Sibilla Dalmar), sie funktionieren. Die neue Frau ist gerade dabei sich zu entwickeln, kann ihre Flügel ausprobieren. Doch wenn sie mehr erreichen will, scheitert sie erneut an den Grenzen des Frauenlebens und der Gesellschaft, aus der sie nicht ausbrechen kann. Dies zeigt sich im Roman deutlich. Auch wenn die geistigen Anlagen bei Christa und ihren Freundinnen für selbständiges Leben bestehen, am Ende scheitern sie alle und passen sich wieder dem typischen Frauenbild (Maria: fürsorgliche Ehefrau) an oder zerbrechen an ihrer Erfolglosigkeit (Anselma). Der Wille ist da, die Möglichkeiten sind es auch zum Teil auch, doch diese teilweisen Zugeständnisse und das ewige Rechtfertigen und Kämpfen macht müde und wütend.

*Nicht ein Zeitsymptom dieses höhnische Selbstironisieren, und das doch nur wie ein verzweifelt Umsichschlagen mit Flügeln ist, die zornig den Staub aufwühlen, weil sie die Schwungkraft verloren haben? <sup>318</sup>*

Die Situation wird als Zeitsymptom erkannt, nicht als Einzelphänomen. Hierin zeigt sich erneut eine Weiterentwicklung innerhalb der Briefromantrilogie. Marlene Bucher und Sibilla Dalmar stehen die meiste Zeit allein, Christa Ruland versammelt einen größeren Kreis an Frauen um sich, die die Ungerechtigkeiten der Gesellschaft den Frauen gegenüber erkennen. Diese Frauen sind zornig, möchten die Verhältnisse ändern, doch haben noch nicht den passenden Weg dafür gefunden, um auch Gehör zu bekommen.

Auch Christa Rulands Vater erkennt dieses Zeitsymptom und vergleicht die Frauen mit aufgescheuchten Vögeln. Für ihn ist dieser Prozess nicht positiv behaftet. Er versteht nicht, warum die Frauen aus den „Nestern“, ihrem häuslichen tradiertem Leben ausbrechen und nun mehr erreichen möchten, da

---

<sup>317</sup> Dohm: Christa Ruland, S.127.

<sup>318</sup> Dohm: Christa Ruland, S. 79.

dies doch zu große Anstrengung bedeuten würde. Er spricht hier auf bildliche Weise die Frauenbewegung an, an der nun eine große Menge der Frauen beteiligt ist. Er erkennt sie als unstrukturiert und nicht zielführend, aber immerhin gesteht er ihnen zu, zu fliegen. Seiner Meinung nach, seien die Ziele zu hochgesteckt und nicht erreichbar, sodass die Bewegung von ihm belächelt wird.

*Und nun gar ihr Weibchen, Ihr habt Euch aufscheuchen lassen aus euren hübschen bequemen Nestern und flattert nun umher und sucht den Weg zu den Gipfeln und Adlerhorsten. Sperlinge Ihr! Schwarmgeister!<sup>319</sup>*

Das Symbol der Flügel kommt also in jedem der drei Briefromane vor, immer im Zusammenhang mit dem Hindernis durch „Sitte und Tradition“. Doch dieses Hindernis rückt, wenngleich es nicht ganz verschwindet, immer weiter weg. Die Flügel stehen für die Chancen und Möglichkeiten der Frauen. Bei Marlene Bucher nutzen die Flügel nichts, da der Ballast, die gesellschaftliche Norm, noch zu schwer wiegt. Sibilla Dalmar erkennt die Flügel als verwendbar, die Gesellschaft stützt sie ihr aber, weil sie eine Frau ist. Bei Christa Ruland können die Flügel schon zu ersten Erfolgen führen, die dann aber umso vehementer vom Umfeld abgeblockt werden. Im Zitat von Christa Rulands Vater ist schon allein die Einstellung der Männer als Hindernis für die Frauen zu erkennen. Symbolisch fliegen sie schon, auch wenn er es ein „umher flattern“ nennt. Diese Formulierung zeigt, dass er die Bewegung zwar erkennt, aber nicht ernst nimmt, da es ihr womöglich an Struktur fehlt.

Im Essay *Die wissenschaftliche Emancipation der Frau* verwendet Dohm ebenfalls das Symbol der Flügel.

*Wäre es ein Wunder, wenn die geistigen Augen, denen man nie das Licht der Wissenschaft nahe brachte, das Sehen verlernt, wenn die Flügel des Geistes, die nur im engen Raum des Hauses sich entfalten und über Kochtöpfe flattern durften, der Schwungkraft entbehrten?<sup>320</sup>*

Dohm verneint diese Aussage. Der Vergleich mit den Flügeln tritt aber in gleichem Zusammenhang auf, wie in den Romanen. Im eingeschränkten

---

<sup>319</sup> Dohm: Christa Ruland, S.43.

<sup>320</sup> Dohm: Die wissenschaftliche Emancipation der Frau, S. 58.

Bewegungs- und Entfaltungsraum der Frau nützen die Möglichkeiten und Visionen nicht viel. Die Flügel verlieren mehr und mehr an Schwungkraft. Sie betont damit, dass eine Frau, der die Türen zur Wissenschaft und Bildung verschlossen werden, sich nicht oder nur schwer weiterentwickeln kann. Die Enge des Wirkungsbereichs Haushalt lässt nicht viel Raum dafür, sich Wissen anzueignen. Diese Problematik spricht Dohm in ihren Essays und den Romanen häufiger an.

Ein weiteres Mal kommt das Symbol der Flügel in *Die Mütter* vor. Hier wird es in Verbindung mit der Erziehung benutzt.

*Es gibt Väter oder Mütter, die, wenn ihre Kinder ein fehlerhaftes Diktat geschrieben oder in der Klasse heruntergesetzt sind, sie hart anlassen, so daß [sic!] die Kinder nach einem solchen Schicksalsschlag, schon immer ganz verängstigt, mit geknickten Flügelchen nach Hause kommen. Und sie konnten es doch nicht besser machen.<sup>321</sup>*

In *Die Mütter* steht Dohm für die Ausbildung und Erziehung der Kinder in einem Heim, also von den Eltern entfernt, ein. Hier erkennt sie die Strenge der Eltern als Flügelknicken, bei Mädchen und Buben. Da die Eltern nur im seltensten Fall eine pädagogische Ausbildung haben, wüssten sie nicht, wie das Kind in diesem Fall zu behandeln wäre, um ihm nicht Lust am Lernen zu versagen. Die Erziehung der Kinder sollte einer darin unterrichteten Person anvertraut sein. Es ist etwas, das nicht jeder Frau natürlich gegeben ist, sondern gelernt werden muss.

Eine rhetorische Figur, die im Zusammenhang mit der Bildlichkeit steht, ist der Vergleich. Hedwig Dohm stellt dar, wie unterschiedlich Männer und Frauen behandelt werden und welche Türen ihnen im Leben offen stehen. Sie zieht den Vergleich hier ausgehend von einem Zitat aus Lessings *Emilia Galotti* (1772) und arbeitet so auch erneut intertextuell. Im Roman *Schicksale einer Seele* heißt es:

---

<sup>321</sup> Dohm: *Die Mütter*, S. 80.

*Raphael, ohne Hände geboren, wäre der größte aller Maler gewesen, sagt Lessing.<sup>322</sup> Möglich; aber der größte Maler sein und nicht den kleinsten Pinselstrich machen können, scheint mir ein Loos [sic!] von furchtbarer Tragik. Geborener Schriftsteller oder Dichter sein, und dabei unwissend bis an die Grenze orthographischer und grammatikalischer Fehler, ist auch unter Brüdern keinen Deut werth [sic!].<sup>323</sup>*

Die Protagonistin Marlene spielt hier darauf an, dass bestimmte Gegebenheiten bestehen müssen, um das volle Potential seiner oder ihrer Geisteskraft ausschöpfen zu können. Auch wenn das Talent vorhanden ist, kann es nicht immer ausgelebt werden. Es wird ein gewisses Maß an Wissen und Können benötigt. Da Frauen dieses Wissen, wie richtige Grammatik und Orthographie, in den Mädchenschulen nicht so ausführlich nahegebracht wird, fehlt es ihnen. Die schlechte Mädchenausbildung trägt Schuld daran, dass Frauen in diesem Bereich unwissender sind als Männer. Das schlechte bzw. nicht vorhandene Vorwissen ist wiederum ein beliebter Ausschlussgrund der Frauen aus den Universitäten.<sup>324</sup>

Dasselbe Lessing-Zitat greift Dohm in *Die wissenschaftliche Emancipation der Frau* auf. Hier wird Friedrich Schillers Leben geschildert und danach gefragt, was mit seinem dichterischen Talent passiert wäre, wenn er als Frau geboren worden wäre.

*Denken sie sich, Herr von Bischof [sic!], unser Friedrich Schiller wäre in seiner Feldscheer-Familie als kleine Friederike zur Welt gekommen. Was würde wohl großes in der kleinen Mädchenschule zu Marbach aus dieser Friederike geworden sein? Ich kann es mir lebhaft vorstellen! Schillers Riekchen hätte in der Schule beim schläfrigen Lese- oder Rechen-Unterricht, anstatt aufzupassen, ihre Bücher mit Versen beschmiert, und ahnungslos würde der Lehrer die sappho'schen Kleckse mit Fingerklopfen gestraft haben. [...] Keine Nachwelt würde, o Riekchen, deinen Namen nennen, und dennoch, so gut Raphael (nach Lessing) auch ohne Hände geboren, der größte Maler aller Zeit gewesen wäre<sup>325</sup>, ebenso gut wärest auch du die größte Dichterin Deutschlands gewesen, wenn auch ungedruckt. Wie viel große Unbekannte weiblichen Geschlechtes mögen in diesem, dem Lessing'schen Sinne, auf unserer Erde gewandelt haben, ohne je eine Spur ihres Daseins zu hinterlassen!<sup>326</sup>*

---

<sup>322</sup> Vgl. Lessing, Gotthold Ephraim: Emilia Galotti. Stuttgart: Reclam 2009, S. 10.

<sup>323</sup> Dohm: Schicksale einer Seele, S. 103.

<sup>324</sup> Vgl. Dohm: Die wissenschaftliche Emancipation der Frau, S. 22-30.

<sup>325</sup> Vgl. Lessing, Gotthold Ephraim: Emilia Galotti, S. 10.

<sup>326</sup> Dohm: Die wissenschaftliche Emancipation der Frau, S. 29-30.

Dohm macht es hier noch einmal deutlich. Das größte Talent ist nutzlos, wenn es nicht ausgelebt und ausgebildet werden kann. Durch die schlechten Zustände an Mädchenschulen und in den Lehrerinnenseminaren kämen viele nicht dazu, ihre Talente zu entdecken und zu fördern. Dohm macht deutlich, dass das nicht das Verschulden der Frauen selbst ist. Den meisten von ihnen stehen eben nur die Mädchenschulen offen.<sup>327</sup> Selbst wenn sie schriftstellerisches Talent gehabt hätten, es wäre unmöglich es zu entfalten.

Das Bild der Flügel ist mit diesem Lessing-Zitat verbunden. Die geistigen Anlagen um erfolgreich zu sein und ein selbstbestimmtes Leben zu führen mit einer Aufgabe, die man sich selbst erwählt, sind auch bei Frauen vorhanden, nicht nur bei den Männern. Die Förderung dieser Anlagen durch Bildung dürfen aber nur die Männer erfahren. Die kulturell tradierten Rollenbilder und Unterschiede erscheinen als natürlich gegebene Dogmen. Dies ist wiederum ein kulturell bedingtes Problem, das eng mit dem Mythos Mutterschaft verbunden ist. Die Frau bringt die Kinder zur Welt, also müsse sie auch besser sein in der Fürsorge derselben. Die Natur wird als Begründung für den engen Wirkungsbereich der Frau vorgeschoben. Dohm erkennt diese als natürlich bezeichnete Entwicklung und Wesensbestimmung als althergebrachte Meinung, gefestigt durch Sitte und Tradition, die nicht mehr ins gegenwärtige Leben passt und womöglich nie dorthin gepasst hat.

#### **4.3.4. Frage und Dialogizität**

Auffällig ist in den Essays, dass Dohm ihre „GegnerInnen“ direkt anspricht. Indem sie mögliche Fragen der LeserInnen oder ihr selbst stellt und sie teilweise gleich beantwortet, ähnlich der Gestaltung von Gedanken und Gefühlen als Selbstgespräch, ergibt sich auch eine dialogische Struktur.

Die Frage wird als Satz definiert, der eine unvollständige Erkenntnis oder eine Annahme zum Ausdruck bringt, deren Antwort oder Wahrheitsentscheidung der/die Fragende entweder von einer anderen Person erwartet oder selbst

---

<sup>327</sup> Vgl. Dohm: Die wissenschaftliche Emancipation der Frau, S. 22-30.

herbeizuführen versucht. Eine spezielle Art der Frage ist die rhetorische Frage. Es wird keine Antwort erwartet, da sie der Situation entsprechend evident ist. Die rhetorische Frage dient der Behauptung, der Aufforderung oder dem Aufdecken eines Vorwurfs.<sup>328</sup>

Dieses offensichtliche Hinterfragen von Aussagen, die im Text auch direkt an ihre „WidersacherInnen“ gerichtet sind, ist ein weiteres Mittel zur Destruktion. Im Essay *Was die Pastoren denken* spricht Dohm Herrn von Nathusius direkt an und deckt Widersprüchlichkeiten im Bezug auf die angeblich unterschiedlichen Befähigungen der Geschlechter auf. Herr von Nathusius beharrt darauf, dass ein Frauenberuf stets fern von gelehrter Bildung sein müsse und die Kindererziehung die wichtigste Aufgabe der Frau sei.<sup>329</sup>

*Die Erziehung der Kinder halten Sie und mit Ihnen die ganze gebildete Welt für den vornehmsten und geeignetsten, wenn nicht ausschliesslichen [sic!] Beruf der Frau. Und Sie, ein Mann mit männlichem Verstand, Sie glauben im Ernst, dass weniger logischer Verstand, weniger Intelligenz dazu gehört, eine Kinderseele zu verstehen und zu entwickeln, als sich „gelehrte Bildung“ anzueignen?<sup>330</sup>*

Auch im Briefroman *Sibilla Dalmar* erkennt die Protagonistin Widersprüche dieser Art. Sibilla strebt nach einer Entfaltung des Individuums, insbesondere nach einer Entfaltungsmöglichkeit für die Frau. Wenn Frauen in dieser Welt nicht die gleichen Rechte und Möglichkeiten haben wie Männer, dann ist die Sinnhaftigkeit der Welt in Frage zu stellen. Die Aufgabe der Frauen sei es, schön zu sein und allein aus diesem Grund würden die Männer sie lieben.

*Wie? Den verstand- und vernunftstrotzenden Männern spricht man das Recht zu, um des physischen Vorzugs der Schönheit willen zu lieben, und wir schwachen Weiber, wir Oberflächlichen, Vernunftarmen sollen unsere Herzen nur an Charaktere und starke Geister hängen? Wir sollen die Liebe mittels der Vernunft, die Männer sie aber durch die Sinne empfangen?<sup>331</sup>*

---

<sup>328</sup> Vgl. Historisches Wörterbuch der Rhetorik. Hrsg. von Gert Ueding. Band 3. Tübingen: Max Niemeyer 1996, S. 420-445.

<sup>329</sup> Vgl. Dohm: *Was die Pastoren denken*, S. 37.

<sup>330</sup> Dohm: *Was die Pastoren denken*, S. 37.

<sup>331</sup> Dohm: *Sibilla Dalmar*, S. 58.

Dieses Zitat zeigt wieder deutlich, wie widersprüchlich das Frauenbild charakterisiert ist. Sibilla bemerkt diese Situation und reflektiert sie, indem sie sich selbst Fragen stellt. Die Fragen bleiben unbeantwortet, der/die LeserIn erkennt jedoch die Ironie hinter der Fragestellung und wird so zum Weiterdenken angeregt. Im Essay *Was die Pastoren denken* verfährt Dohm ebenso mit einer ironischen Frage, die sich auf die Charakterisierung der Geschlechterrollen und deren Widersprüche bezieht.

*In der Tat, es bedarf eines dauerhaften Schirms der Bescheidenheit, um uns vor den Lobsprüchen, die die Herren Pastoren auf uns niederhageln lassen, zu schützen. Wir haben gar nicht gewusst, was für Engel wir sind! Warum aber wurde uns göttergleichen Wesen die eine Weisheit versagt, den Schluss zu begreifen, den man auf der Fülle der uns verliehenen Herrlichkeiten zieht, den Schluss nämlich, dass die Frauen ein den Männern untergeordnetes Geschlecht seien? Wird durch diesen Schluss nicht das Lob verdächtig? Wenn wir Engel sind, und müssen doch den Männern dienen, was sind dann die Männer?<sup>332</sup>*

Fragestellungen dieser Art finden sich sowohl in den Romanen, als auch den Essays immer wieder. Sie sind ebenfalls ein Mittel der Destruktion der Vorurteile und gängigen Meinungen. Die Fragen richten die Protagonistinnen in ihren Briefen im Roman nicht nur an sich selbst, sondern auch, wie die Essays, an die LeserInnen. Marlene Bucher hinterfragt in ihrer Reflexion über die Ehe die bestehenden Verhältnisse und kündigt an, weiter darüber nachzudenken.

*Und keine Versöhnung zwischen Natur und Ehe gäbe es? Ja, wenn alles ganz anders sein könnte. Kann es denn nicht? Ich will darüber nachdenken.<sup>333</sup>*

Die Fragen der Protagonistinnen dienen dem/der LeserIn als Hilfestellung zur eigenen Reflexion. Es wird keine stetige Aussage vorgegeben, die Antwort soll jede und jeder für sich selbst finden, auch wenn Dohms Intention und Richtung, in die die Antwort gehen soll, klar erkennbar ist.

Zuweilen kommen auch echte Zwiegespräche vor, wie in *Der Jesuitismus im*

---

<sup>332</sup> Dohm: *Was die Pastoren denken*, S. 56.

<sup>333</sup> Dohm: *Schicksale einer Seele*, S. 139.



*Hausstande*.<sup>334</sup> Der Dialog als formales Grundelement des Dramas erscheint mitunter auch als eigenständige Form, um einen Gegenstand (scheinbar) objektiv von allen Seite betrachten zu können.<sup>335</sup> Diese Dialoge dienen wie auch ihre Schilderungen der eigenen Erfahrung in Dohms Essays als Illustrationen und Bestätigung ihrer Thesen. Auch die Romane beinhalten einige Dialoge, wirken phasenweise fast dramenhaft. Sibilla Dalmar gibt in ihren Briefen ganze Gespräche in ihren Jours mit verschiedenen Personen<sup>336</sup> wieder oder auch ihre Dialoge mit Kunz<sup>337</sup>. Auch Marlene Bucher schreibt viele direkte Reden in ihre Briefe ein<sup>338</sup> und bei Christa Ruland tritt der Erzähler oft hinter die Stimmen der Protagonistinnen zurück<sup>339</sup>.

#### 4.4. Das Schreiben und das Scheitern

All ihre Schriften stellt Hedwig Dohm unter das Motto „Alles was ich schreibe, steht im Dienste der Frauen“<sup>340</sup>. Diesen Satz formuliert sie zur Veröffentlichung von *Sibilla Dalmar*. „Im Dienste der Frauen schreiben“ heißt, gegen die vorhandenen Vorurteile anzuschreiben und sich gegen Anfeindungen und Einschränkungen auf Grund des Geschlechts zur Wehr zu setzen, also die bestehenden Verhältnisse zu zerstören. Dieses Ziel verfolgt Hedwig Dohm in ihren Essays deutlich. In den Briefromanen ist es nicht vordergründig erkennbar, allein schon deswegen, weil alle Protagonistinnen der Briefromane scheitern. In der Analyse hat sich gezeigt, dass Dohm die Briefromane als Maske ihrer Essays verwendet. So kann sie am besten ein Frauenleben der jeweiligen Generation umfangreich darstellen und dennoch ihre Forderungen vermitteln. Dohm will mit Hilfe ihrer Texte zeigen, wodurch den Frauen ein selbstbestimmteres Leben versagt wird und sie zu einem selbständigen

---

<sup>334</sup> Dohm: Der Jesuitismus im Hausstande, S. 26-27.

<sup>335</sup> Best: Handbuch literarischer Fachbegriffe, S. 116.

<sup>336</sup> Vgl. dazu beispielsweise Dohm: Sibilla Dalmar, S. 59-68.

<sup>337</sup> Vgl. dazu beispielsweise Dohm: Sibilla Dalmar, S. 134-143, S. 144, S.147-150, S. 177 und S.181.

<sup>338</sup> Vgl. dazu beispielsweise Dohm: Schicksale einer Seele, S. 43 und S.149.

<sup>339</sup> Vgl. dazu beispielsweise Dohm: Christa Ruland, S.5-6, S. 8, S. 22-25, S. 35-43, S. 82-85, S. 92-94, S. 96-99, S. 108 und S. 11-113.

<sup>340</sup> Dohm, Hedwig: Selbstanzeige zu Sibilla Dalmar (Die Zukunft Bd.17, 3.10.1896, S. 41) In: Sibilla Dalmer. Hrsg von Isabel Rohner Nikola Müller. Berlin: trafo 2006, S. 23.

Hinterfragen und Handeln anregen. Im Roman wählt sie dafür ein Mittel, das, wie oben erläutert, den Frauen den Zugang zum Schreiben erst ermöglichte: den Brief. Die Thematisierung des Schreibens und der Literatur zeigt sich nicht nur in intertextuellen Zitaten. Durch die Möglichkeit oder Unmöglichkeit des „weiblichen Schreibens“ ergibt sich auch in den Romanen eine Metaebene. Nicht nur Hedwig Dohm schreibt, auch ihre Protagonistinnen schreiben und haben ein ganz individuelles Empfinden dazu. Das Motiv Schreiben und Lesen steht in den Romanen für das nicht ausgelebte Leben nach den eigenen Wünschen.

Dass Hedwig Dohm selbst am Schreiben gehindert wurde, bekennt sie in *Der Jesuitismus im Hausstande*.

*Ich war noch ein Kind als Gottes Stimme zu mir sprach: „Gehe hin und werde Schriftstellerin. Ich hörte sie laut, ich hörte sie bald nur noch im Traum, ich durfte ihr nicht folgen.“<sup>341</sup>*

In *Die wissenschaftliche Emancipation der Frau* sagt Dohm selbst: „Mit verschlossenen Lippen steigen die meisten Frauen ins Grab“<sup>342</sup> und sie thematisiert damit die Sprachlosigkeit der Frauen.

Gleich zu Beginn von *Schicksale einer Seele* schildert Marlene Bucher die Bedingungen ihres Schreibens. Sie soll für ihren Freund Arnold ihr Leben in Briefen schildern. Er sagt ihr auch ganz genau, auf welche Weise sie dabei vorgehen soll, was von ihr auch gleich thematisiert wird. Sie soll möglichst natürlich und schlicht schreiben und er legt ihr somit eine Schreibart nahe, die als Norm des weiblichen Schreibens gilt: das schlichte und einfache Erzählen in Briefform. Auch darauf nimmt Marlene ironisch Bezug und charakterisiert den Schreibstil, den Arnold sich wünscht, als langweilig und somit auch als minderwertig.<sup>343</sup> Doch auch Marlene Bucher träumt davon, Schriftstellerin zu werden, ein Traum der nicht erfüllt werden konnte.

---

<sup>341</sup> Dohm: *Der Jesuitismus im Hausstande*, S. 92.

<sup>342</sup> Dohm: *Die wissenschaftliche Emancipation der Frau*, S. 29-30.

<sup>343</sup> Vgl. Rohner/Müller: *Hedwig Dohm und die Krux mit der Autobiographie*, S. 13-17.

*Unter allen Umständen aber wollte ich einen Dichter heirathen [sic!], ein Dichter gehörte doch zu einer Dichterin. Du weißt ja, daß [sic!] ich von jeher, solange ich zurückdenken kann, fest entschlossen war Schriftstellerin zu werden. Nicht die geringste Anregung von außen beeinflusste mich dabei, weder die Schule, wo ich nur das Nothdürftigste [sic!] lernte, noch das elterliche Haus, wo man nichts begriff als was zu dem materiellen Apparat des Lebens gehört, und wo schon die Worte „geistiges Interesse“ komisch und affektirt [sic!] wirkten.<sup>344</sup>*

Marlene wächst in einem Haushalt auf, in dem höhere Bildung für Mädchen nicht erstrebenswert ist. Dabei hat sie sehr großes Interesse daran, doch selbst das Lesen wird ihr verboten.<sup>345</sup> Eng mit dem Schreiben verbunden sind die Bildungsmöglichkeiten der Frauen. Marlene erkennt, dass sie als Mädchen nicht die Chance hat die gleichen Kenntnisse zu erwerben, wie ihre männlichen Geschwister.

*Warum meine Brüder nichts lernten, weiß ich nicht. Sie besuchten gute Gymnasien oder Realschulen.[...] Warum wir Mädchen nichts lernten, weiß ich. Es wurde eben in den Mädchenschulen kaum etwas gelehrt, was über Elementarkenntnisse hinausging.<sup>346</sup>*

In *Die wissenschaftliche Emancipation der Frau* widmet Dohm den größten Teil den Bildungs- und Berufsmöglichkeiten von Mädchen und Frauen, die auf Grund fehlender Vorbildung und ihnen zugeschriebenen „natürlichen“ Eigenschaften von den Universitäten ferngehalten werden. Denn auch manche Männer besitzen diese Eigenschaften und dürfen trotzdem die Universität besuchen.

*Und solange man nicht alle milden, geduldigen, aufopferungsfähigen, keuschen Individuen des männlichen Geschlechts, als des Studiums unwürdig, aus den Staatsämtern entfernt, aus den Tempeln der Wissenschaft vertreibt, so lange sehe ich keinen Grund, um dieser Eigenschaften willen, die Frauen von den Segnungen der Wissenschaft abzuschließen.<sup>347</sup>*

---

<sup>344</sup> Dohm: Schicksale einer Seele, S. 46.

<sup>345</sup> Mit völligem Unverstand hat mir meine Mutter das Lesen für allemal verboten, wahrscheinlich nur, weil es mit Freude machte. Ein erzieherischer Gedanke hat bei dem Verbot nicht mitgewirkt. Dohm: Schicksale einer Seele, S. 28.

<sup>346</sup> Dohm: Schicksale einer Seele, S. 19.

<sup>347</sup> Dohm: Die wissenschaftliche Emancipation der Frau, S. 51.

Auch Sibilla Dalmar beklagt, dass sie nicht die Möglichkeit hatte, eine bessere Schulbildung zu bekommen und zu studieren. Sie beklagt, dass sie ihre Wissbegierde und ihr Talent nicht ausleben durfte. Die Schuld dafür gibt sie der Gesellschaft und den Männern.

*Kann ich dafür, daß [sic!] es mir nicht beschieden worden ist als Professor der Philosophie ein Auditorium von Jünglingen durch meine Weisheit und Schönheit - wozu ich Talent gehabt hätte - zu verblüffen und zu fördern? [...] Im übrigen schiebe ich meine Impotenz der Gesellschaft ebenso in die Schuhe, wie die Missethäter [sic!] es mit ihren Verbrechen zu tun pflegen. Warum, Ihr greulichen Männer, sperrt Ihr uns von den Krippen der Wissenschaft ab?<sup>348</sup>*

Doch nicht nur Sibilla konnte sich nicht so entfalten, wie sie es eigentlich wollte. Sie erkennt, dass auch schon ihre Mutter die gleichen Einschränkungen hatte wie sie selbst. Hier wird klar, auch die Mutter fühlte sich in ihrer Zeit gefangen. Man könnte metaphorisch gesehen unter der „verstorbenen Schwester“ auch die nicht zum Ausdruck kommende Literatin in ihr verstehen.

*Wer weiß ob in Dir, Du Willensschwache, Knochenlose, nicht auch ein Kraftgenie auf Auslösung gelauert hat. Mir fällt ein, Du hast mir einmal Gedichte vorgelesen - von einer verstorbenen Schwester sagtest du - die verstorbene Schwester bist du gewesen.<sup>349</sup>*

In einer Zeit vieler sozialer Umbrüche hegt auch Sibilla „den Wunsch, mitzukämpfen in den Geisterschlachten, die jetzt geschlagen werden“<sup>350</sup>. Sie zeigt sich solidarisch mit ihrer Mutter und den Protagonistinnen der Frauenbewegung, die sich gerade im Aufkeimen befindet. Sie verweist auch auf die literarische Gattung des Romans, der schon zu der Zeit vorwiegend von Frauen gelesen wurde.

*Und der Roman der Liebe, der doch das Buch der Bücher bleibt, wenigstens für uns, einige Jahrzehnte zu früh geborene Frauen, die wir im Vorfrühling der großen Frauenbewegung leben. Diesen Roman könnte ich auslesen bis zur letzten Seite. Diese letzte Seite, die würde tragisch sein? Gott ja. Aber ist das Ende nicht immer tragisch?<sup>351</sup>*

---

<sup>348</sup> Dohm: Sibilla Dalmar, S.149-150.

<sup>349</sup> Dohm: Sibilla Dalmar, S. 99.

<sup>350</sup> Dohm: Sibilla Dalmar, S. 105.

<sup>351</sup> Dohm: Sibilla Dalmar, S. 77.

Hier wird schon auf das Scheitern verwiesen, das tragische Ende im Roman. Da sie noch im Vorfrühling der Frauenbewegung lebt, wird sie noch nicht die Möglichkeit haben, selbstbestimmt und unabhängig zu leben. Sie wird an den Konventionen der Gesellschaft scheitern. Sibilla erkennt, dass es Umbrüche geben wird und sie in einer Zwischenphase steckt, in der sie weder nach vorne noch nach hinten gehen kann.

*Ach ja, wir armen, um ein paar Jahrzehnt zu früh geborenen Mädchen. Hineingeboren bin ich zwischen Morgengrauen und Tag. Ich bin doch schuldlos daran, daß [sic!] ich zwischen zwei Kulturen geklemmt bin, daß [sic!] ich nicht rückwärts kann zu den spinnenden, strickenden Hausfrauen, nicht vorwärts zu den freien Geschlechtern, die nach mir kommen werden. Im rauhen Vorfrühling der Frauenfreiheit gehen wir armen Schneeglöckchen zu Grunde.<sup>352</sup>*

Christa Ruland entspricht einer jüngeren Generation als Sibilla Dalmar. Der Vorfrühling ist zum Frühling geworden. Es ist eine Zeit des Aufbruchs, die auch einen Generationenkonflikt herbeiführt. Christas Eltern wollen sie verheiraten, sie selbst möchte lieber einen Beruf erlernen. Trotz aller anfänglichen Widerstände beugt sie sich schließlich dem Wunsch der Eltern. Sie ist nicht so radikal, wie es ihre Freundin Julia, die Schriftstellerin, ist. Diese sagt:

*Ich lasse mich nicht klein machen. Ich will mein eigenes Leben haben. Uns jungen gehört die Zukunft. Entweder sind die Eltern unsere Alliierten [sic!] oder - wir werden ohne sie fertig.<sup>353</sup>*

Auch Christas andere Freundinnen sind alle selbstständig und zeichnen ein optimistisches Bild. Es ist ihnen aber klar, dass die völlige Selbstbestimmung und Eigenständigkeit der Frau erst noch im Werden ist und sie in der Zeit des Überganges leben. Darüber spricht auch Hedwig Dohm in *Die wissenschaftliche Emancipation der Frau*.

*Wir leben in einer Zeit des Überganges. Nur eine geringe Zahl von Frauen hat bis jetzt die Bahn der Emancipation [sic!] beschritten [...]. Ein Theil [sic!] dieser Frauen sind muthige [sic!] Vorkämpferinnen, Pioniere, die in*

---

<sup>352</sup> Dohm: Sibilla Dalmar, S. 108.

<sup>353</sup> Dohm: Christa Ruland, S. 21.

*einen Riß [sic!] springen, die eine Kluft füllen, auf daß [sic!] folgende Generationen bequem darüber fortschreiten können.<sup>354</sup>*

Die Frauen, die in der Zeit des Überganges leben, werden in *Christa Ruland* beschrieben.

*Wir haben noch die Nerven der alten Generation und die Intelligenz und den Willen der neuen. Alle alten Anschauungen und Vorurteile, sie heften sich an unsere Sohlen, eine Art sanfter Furien oder Medusen, die unser Wollen zwar nicht versteinern, aber doch lähmen. Mit einem Wort: wir sind Uebergangsgeschöpfe [sic!].<sup>355</sup>*

Das alle drei Romanfiguren scheitern, liegt daran, dass die Forderungen in den Essays ebenfalls noch nicht erfüllt worden sind. Es spiegeln also auch die Fiktionen reale Situationen wieder. In den Briefromanen führt Dohm vor Augen, wie das Leben von Frauen aus drei Generationen aussieht, in einer Zeit in der noch die Vorurteile vorherrschen gegen die sie in den Essays vehement vorgeht.

## 5. Resümee

Hedwig Dohm verwendet den Brief als Maske. Ihre Briefromane können als versteckte Essays gesehen werden. Die Autorin nutzt die Mittel des Briefromans, um ihre Forderungen in Sachen Frauenfrage auszudrücken. Ihr Ziel ist in beiden Textsorten, die Destruktion der vorherrschenden tradierten Meinungen und Vorurteile Frauen gegenüber. Durch sie werden Frauen in ihren engen Lebens- und Wirkungskreis gesteckt, aus dem sie erst ausbrechen können, wenn sich die Verhältnisse und zugeschriebenen Rollenbilder verändern.

Durch die unterschiedlichen gestalterischen Möglichkeiten der Gattungen Briefroman und Essay kann Hedwig Dohm ihre Absichten zum Ausdruck bringen. Ihre radikalen Forderungen im Bereich der Frauenfrage stellt sie in den

---

<sup>354</sup> Dohm: Die wissenschaftliche Emancipation der Frau, S. 34.

<sup>355</sup> Dohm: Christa Ruland, S. 83.

Essays als dominantes „Ich“ und schildert auch eigene Erfahrungen. Die Briefromane sind für Hedwig Dohm eine andere, doch keinesfalls mindere, Art, ihre Kritiken an den zeitgenössischen Möglichkeiten des Frauenlebens zu äußern. Die gattungsbestimmenden, brieftypischen Elemente wie die Unmittelbarkeit des Ausdrucks und der Schilderung von alltäglichen Situationen und Emotionen verbinden sich mit Dohms radikale Forderungen der Essays. Die Methoden ihrer rhetorischen Strategie sind, die Demontage der gegnerischen Vorurteile mittels „Refutatio“, die Verspottung von Klischees durch Ironie und Satire, die Verdeutlichung der Prägung durch „Sitte und Tradition“ mit Bildern und Vergleichen und die Fragestellung als Anstoß zur Reflexion. Durch die Zerstörung der einschränkenden tradierten Denk- und Verhaltensmuster sollen Leserinnen und Leser aktiv eingebunden werden und diese Behauptungen hinterfragen. Dohm will in erster Linie keine Dogmen postulieren wie ihre „GegnerInnen“. Sie möchte ein selbständiges Umdenken hervorrufen, das ein selbstbestimmtes Leben erfordert. In den Briefromanen greifen die realen gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse und Diskurse in die Fiktion ein. Die Themen der Frauenfrage werden anhand einer fiktiven weiblichen Person und deren Lebensumfeld wiedergegeben. Die in den Essays behandelten Thesen lassen sich so auch in der Fiktion bestätigen. Die Vorurteile können hinterfragt werden und dadurch einen Anstoß zur Veränderung geben. Die Briefromane sind als maskierte Essays zu sehen, da die Kernaussagen und Intentionen gleich sind. In den Briefromanen werden sie aber in eine Entwicklung gesteckt und erzählerisch verpackt. Die drei „Ichs“ der Briefromane werden jedoch zum Teil so konkret und deutlich wie Dohm in ihren Essays und es zeigen sich die gleichen rhetorischen Mittel. Dadurch gibt sich der Essay im Briefroman zu erkennen.

## 6. Literaturverzeichnis

### 6.1. Primärliteratur

#### Hedwig Dohms Briefromane:

Dohm, Hedwig: Sibilla Dalmar. Roman aus dem Ende unseres Jahrhunderts. Berlin: Zenodot 2007. (Erstdruck Berlin: S. Fischer 1896).

Dohm, Hedwig: Schicksale einer Seele. Berlin: Zenodot 2007. (Erstdruck Berlin: S. Fischer 1899).

Dohm, Hedwig: Christa Ruland. Berlin: Zenodot 2007. (Erstdruck Berlin: S. Fischer 1902).

#### Hedwig Dohms Essays:

Dohm, Hedwig: Was die Pastoren denken. Neunkirch: Ala 1986. (Erstdruck Berlin: o.V.1872).

Dohm, Hedwig: Falsche Madonnen. Der Jesuitismus im Hausstande. Neunkirch: Ala 1990. (Erstdruck Berlin: o.V.1893/1918).

Dohm, Hedwig: Die wissenschaftliche Emancipation der Frau. Hamburg: tredition o.J. (Erstdruck Berlin: Wedekind & Schwiege 1874).

Dohm, Hedwig: Der Frauen Natur und Recht. Zur Frauenfrage zwei Abhandlungen über Eigenschaften und Stimmrecht der Frauen. Hamburg: tredition o.J. (Erstdruck Berlin: o.A. 1876).

Dohm, Hedwig: Die Antifeministen. Ein Buch der Verteidigung. Hamburg: tredition o.J. (Erstdruck Berlin: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung 1902).

Dohm, Hedwig: Die Mütter. Beitrag zur Erziehungsfrage. Hamburg: tredition o.J. (Erstdruck Berlin: S. Fischer 1903).

#### Andere:

Dohm, Hedwig: Selbstanzeige zu Sibilla Dalmar. In: Sibilla Dalmar. Roman aus dem Ende unseres Jahrhunderts. Hrsg. von Isabel Rohner u. Nikola Müller. Berlin: trafo 2007. S. 23 -24.

Gellert, Christian Fürchtegott: Briefwechsel. Band 2 (1756 - 1759). Hrsg. von John F. Reynolds. Berlin/New York: De Gruyter 1987.



Gellert, Christian Fürchtegott: Gesammelte Schriften. Band 4. Hrsg. von Bernd Witte u.a. . Berlin: De Gruyter 1988.

Goethe, Johann Wolfgang von: Torquato Tasso. In: Werke. Band 2.Dramen. Hrsg. von Friedrich Pustet. München: Winkler 1972. S. 705 - 799.

Heidegger, Martin: Die Grundprobleme der Phänomenologie. Gesamtausgabe Band 24. Frankfurt: Vittorio-Klostermann 1975.

Humboldt, Wilhelm: Gesammelte Schriften. Band 1. Hrsg. von Albert Leitzmann Berlin: De Gruyter 1968.

La Roche, Sophie: Geschichte des Fräulein von Sternheim. Hrsg. von Barbara Becker-Cantarino. Stuttgart: Reclam 2006

Lessing, Gotthold Ephraim: Emilia Galotti. Stuttgart: Reclam 2009.

Pringsheim-Dohm, Hedwig: Meine Eltern Ernst und Hedwig Dohm. Vossische Zeitung Berlin 11.5. 1930. In: Hedwig Dohm. Ausgewählte Texte. Hrsg. von Isabel Rohner u. Nikola Müller: Berlin: trafo 2006. S. 207-315.

## **6.2. Sekundärliteratur**

### **6.2.1. Selbständige Literatur**

Arto-Haumacher, Rafael: Gellerts Briefpraxis und Brieflehre. Der Anfang einer neuen Briefkultur. Wiesbaden: Deutscher Universitätsverlag 1995.

Bovenschen, Silvia: Die imaginierte Weiblichkeit. Exemplarische Untersuchungen zu kulturgeschichtlichen und literarischen Präsentationsformen des Weiblichen. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1979.

Clausen, Lars: Produktive Arbeit, destruktive Arbeit. Soziologische Grundlagen. Berlin/New York: de Gruyter 1988.

Gallas, Helga/ Magdalene Heuser (Hrsg.): Untersuchungen zum Roman von Frauen um 1800. Tübingen. Max Niemayer 1990.

Gerhard, Ute: Frauenbewegung und Feminismus. Eine Geschichte seit 1789. München: Beck 2009.

Kimpel, Dieter: Entstehung und Formen des Briefromans in Deutschland. Interpretationen zur Geschichte einer epischen Gattung des 18. Jahrhunderts. Diss. Universität Wien, 1961.

Lapp, Edgar: Linguistik der Ironie. Tübingen: Narr 1997.

Martens, Wolfgang: Die Botschaft der Tugend. Aufklärung im Spiegel der deutschen moralischen Wochenschriften. Stuttgart: Metzler 1968.

Mendessohn, Peter de: Der Zauberer. Das Leben des deutschen Schriftstellers Thomas Mann. Frankfurt/Mainn: Fischer 1975

Müller, Nikola: Hedwig Dohm (1831-1919). Eine kommentierte Biographie. Berlin: trafo 2000.

Nickisch, Reinhard M.G.: Brief. Stuttgart: Metzler 1991 (Sammlung Metzler 260).

Pailer, Gaby: Schreibe, die du bist. Die Gestaltung weiblicher Autorschaft im erzählerischen Werk Hedwig Dohms. Pfaffenweiler: Centaurus 1994.

Prutz, Robert: Die deutsche Literatur der Gegenwart. 1848 bis 1858. Band 2. Leipzig: Voigt & Günther 1860.

Reed, Philippa: „Alles was ich schreibe steht im Dienste der Frauen“. Zum essayistischen und fiktionalen Werk Hedwig Dohms (1833[sic!] - 1919) Frankfurt/Main: Peter Lang 1987.

Rohner, Isabel: In Litteris Veritas. Hedwig Dohm und die Problematik der fiktiven Biographie. Berlin: trafo 2008.

Rohner, Isabel: Spuren ins Jetzt. Hedwig Dohm - Eine Biographie. Sulzbach: Helmer 2010.

Rohner, Isabel/Nikola Müller (Hrsg): Briefe aus dem Krähwinkel. Einblick in das Netzwerk Hedwig Dohms. Berlin: trafo 2009.

Runge, Anita/Liselotte Steinbrüggen (Hrsg.): Die Frau im Dialog. Studien zu Theorie und Geschichte des Briefes. Stuttgart: J.B.Metzler 1991.

Twelmann-Schepp, Margrit: Die deutsche Frauenbewegung. Ihre Anfänge und erste Entwicklungen 1843 - 1889. Königstein: Athenäum 1976.

### **6.2.2. Unselbständige Literatur**

Becker-Cantarino, Barbara: Leben als Text. Briefe als Ausdrucks- und Verständigungsmittel in der Briefkultur und Literatur des 18. Jahrhunderts. In:

Frauen Literatur Geschichte. Schreibende Frauen vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Hrsg. von Hiltrud Gnüg u. Renate Möhrmann. Frankfurt/Main: Suhrkamp 2003. S.129-146.

Becker-Cantarino, Barbara: Nachwort. In: Sophie von La Roche: Geschichte des Fräuleins von Sternheim. Stuttgart: Reclam 2006. S. 381-415.

Blinn, Hansjürgen: Das Weib wie es seyn sollte. Der weibliche Bildungs- und Entwicklungsroman um 1800. In: Frauen Literatur Geschichte. Schreibende Frauen vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Hrsg. von Hiltrud Gnüg u. Renate Möhrmann. Frankfurt/Main: Suhrkamp 2003. S. 81-91.

Gerhard, Ute/Wischermann, Ulla: Liberalismus-Sozialismus-Feminismus. Zeitschriften der Frauenbewegung um die Jahrhundertwende. In: Deutsche Literatur von Frauen. Band 2. Hrsg. von Gisela Brinker-Gabler. München: Beck 1988. S. 268-284.

Hammerstein, Katharina von: „Meine Feder ist mein Schild.“ Hedwig Dohms streitbare Ästhetik wider den Antifeminismus. In: „Diese Frau ist der Rede wert“. Festschrift für Luise Pusch. Hrsg. von Eva Rieger u. Hiltrud Schroeder Herbolszheim: Centaurus 2004. S. 15-33.

Hausen, Karin: Die Polarisierung der Geschlechtscharaktere. Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs und Familienleben. In: Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas. Neue Forschungen. Hrsg. von Werner Conze. Stuttgart: Klett 1976, S. 363-369.

Hoffacker, Ursula: Jacoby, Carl Johann Herrmann. In: Biographisches-Bibliographisches Kirchenlexikon. Band 2, Bautz, Hamm 1990, Sp.1417 - 1418.

Mattenklott, Gert: Briefroman. In: Deutsche Literatur. Eine Sozialgeschichte. Band 4. Hrsg. von Horst Albert Glaser. Reinbeck bei Hamburg: Rowohlt 1980. S. 187-203.

Meise, Helga: Der Frauenroman. Erprobung der Weiblichkeit. In: Deutsche Literatur von Frauen. Band 1. Hrsg. von Gisela Brinker-Gabler. München: Beck 1988. S. 434-452.

Möhrmann, Renate: „Die Teilnahme der weiblichen Welt am Staatsleben ist eine Pflicht!“. Vormärzautorinnen ergreifen das Wort. In: Frauen Literatur Geschichte. Schreibende Frauen vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Hrsg. von Hiltrud Gnüg u. Renate Möhrmann. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2003. S. 377-386.

Nickisch, Reinhard M.G.: Briefkultur. Entwicklung und sozialgeschichtliche Bedeutung des Frauenbriefs im 18. Jahrhundert. In: Deutsche Literatur von Frauen. Band 1. Hrsg. von Gisela Brinker-Gabler. München: Beck 1988. S. 389-409.

Rohner, Isabel/Nikola Müller: Hedwig Dohm und die Krux mit der Autobiographie. In: Schicksale einer Seele. Hrsg. von Isabel Rohner u. Nikola Müller. Berlin: trafo 2008. S. 7-18.

Rohner, Isabel/Nikola Müller: Vom Ende der Wahrheit. Christa Ruland und die Entdeckung der Moderne. In: Christa Ruland. Hrsg. von Isabel Rohner u. Nikola Müller. Berlin: trafo 2008. S. 7-18.

Rohner, Isabel/Nikola Müller: Zwischen Tochter-Abbild und Nietzsche Karikatur. Die Rezeption von Sibilla Dalmar. In: Sibilla Dalmar. Roman aus dem Ende unseres Jahrhunderts. Hrsg. von Isabel Rohner u. Nikola Müller Berlin: trafo 2007. S. 7-18.

Runge, Anita: Die Dramatik weiblicher Selbstverständigung in den Briefromanen Caroline Auguste Fischers. In: Die Frau im Dialog. Hrsg. von Anita Runge u. Liselotte Steinbrügge: Stuttgart: Metzler 1991. S. 93-114.

Schlaffer, Hannelore: Naturpoesie im Zeitalter der Aufklärung. Anna Louisa Karsch. (1722 - 1791). Ein Porträt. In: Deutsche Literatur von Frauen. Band 1. Hrsg. von Gisela Brinker-Gabler. München: Beck 1988. S. 313-324.

Stauffer, Isabelle/Susanne Balmer: Ästhetisch oder Politisch? Autorinnen im Umfeld der ersten Frauenbewegung. In: Politik und Fiktion. variations 13 (2005). S. 85-102.

Voßkamp, Wilhelm: Dialogische Vergegenwärtigung beim Schreiben und Lesen. Zur Poetik des Briefromans im 18. Jahrhundert. In: Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 45 (1971). S. 80-116.

### **6.3. Nachschlagewerke**

Best, Otto F.: Handbuch literarischer Fachbegriffe. Definitionen und Beispiele. Überarbeitete und erweiterte Ausgabe. Frankfurt/Main: Fischer 1995.

Der große Brockhaus. Handbuch des Wissens in zwanzig Bänden. Band 13. Leipzig: Brockhaus 1932.

Enzyklopädie der Neuzeit. Band 6. Hrsg. von Friedrich Jaeger, Stuttgart/  
Weimar: Metzler 2007.

Hawthorne, Jeremy: Grundbegriffe moderner Literaturtheorie. Ein Handbuch.  
Übersetzt von Waltraut Kölb. Tübingen/Basel: Francke 1994.

Historisches Wörterbuch der Rhetorik. Hrsg. von Gert Ueding. Tübingen: Max  
Niemeyer 1996.

Kroll, Renate: Metzler Lexikon Gender Studies/Geschlechterforschung. Ansätze  
- Personen - Grundbegriffe. Stuttgart/Weimar: Metzler 2002.

Lexikon der Weltliteratur. Biographisch-bibliographisches Handwörterbuch nach  
Autoren und anonymen Werken. Fremdsprachige Autoren A - K. Hrsg. von Gero  
von Wilpert. Stuttgart: Alfred Körener 2004.

Lorenz, Otto: Kleines Lexikon literarischer Grundbegriffe. München: Fink 1992.

Neue deutsche Biographie. Band 2. Hrsg. von Otto zu Stolberg-Wernigerode.  
Berlin: Duncker & Humblot 1955.

Philosophisches Wörterbuch. Hrsg. von Martin Gessmann. Stuttgart: Alfred  
Körner 2009.



## Zusammenfassung

Hedwig Dohm (1831 - 1919) ist eine Autorin, die sich in ihren Texten mit den verschiedenen Facetten der Frauenfrage auseinandersetzt. In ihren Essays *Was die Pastoren denken* (1872), *Der Jesuitismus im Hausstande* (1873), *Die wissenschaftliche Emancipation der Frau* (1874), *Der Frauen Natur und Recht* (1876), *Die Antifeministen* (1902) und *Die Mütter* (1903) nimmt sie kein Blatt vor den Mund. Sie legt die Vorurteile und Probleme ihrer Zeit offen und scheut nicht davor zurück, renommierten Philosophen und Professoren zu widersprechen und deren frauenfeindliche Aussagen zu widerlegen. Dennoch passt sie sich hinsichtlich der Gattung dem an, was unter „weiblichem Schreiben“ verstanden wird. Die theoretische Entwicklung von der Briefliteratur zur Frauenliteratur zeigt jedoch, dass diese angenommene Zugehörigkeit der Gattung Briefroman zum „weiblichen Schreiben“ auf einer Rollenzuschreibung basiert. Die „Geschlechtscharaktertheorie“ sprach Frauen jene Eigenschaften zu, die in der Empfindsamkeit auch den Briefroman auszeichneten. In einer Zeit, in der Frauen an das Leben im Haus gebunden waren, forderten Gellert und Gottsched sie auf, zu lesen und Briefe zu schreiben. Der bevorzugte „natürliche“ Briefstil sei von Frauen eher auszuführen, da ihre Schreibfähigkeit nur von Emotionen und nicht dem Verstand und der Vernunft gelenkt werde. Da es ihre so gut wie einzige öffentliche Ausdrucksmöglichkeit war, machten sich bürgerliche Frauen nun daran, Briefe zu schreiben und in weiterer Folge auch Briefromane, die im 18. Jahrhundert ihre Blütezeit erlebten. Der erste deutschsprachige Roman einer Frau war Sophie von La Roches' *Geschichte des Fräuleins von Sternheim*, ein Briefroman. Da die Tendenzen der Literatur sich im 19. Jahrhundert mehr und mehr dem Realismus angenähert haben, spielten die Gefühlsausprache und der empfindsame Stil keine große Rolle mehr. Die Gefühlsbetontheit und Sensibilität blieb allerdings am Frauenbild haften, weshalb Silvia Bovenschen 1979 den Brief als „Trojanisches Pferd“ erkannte. Durch ihn sei das vorherrschende empfindsame Weiblichkeitsideal gefördert worden. Anita Runge versteht nach der Analyse von Caroline Auguste Fischers Briefromanen, die Gattung nicht als Falle, sondern als Maske. Auch Hedwig Dohm verwendet ihre Briefromane *Schicksale einer Seele* (1899), *Sibilla Dalmar* (1896) und *Christa Ruland* (1902) als Masken. Bei Dohm verstecken diese Masken die Essays.

In der Zeit, in der Dohm ihre ersten Essays veröffentlichte, war es für Frauen nicht einfach, sich politisch zu engagieren. Frauenvereine, die sich für bessere Bildungs- und Erwerbsmöglichkeiten für Frauen einsetzten, waren für Dohm nicht radikal und durchsetzungsfähig genug. Sie erwartete mehr Initiativen und weitreichendere Forderungen. So setzte sie sich auch für das Frauenwahlrecht ein und bekundete, dass nicht die Natur, sondern die gewohnte Tradition und die Erziehung das Frauenbild prägen. Mit ihren Texten möchte Dohm aufrütteln und zum Umdenken und Hinterfragen der bestehenden Zustände aufrufen. Sowohl in den Essays, als auch den Briefromanen bringt sie das zum Ausdruck. Die Destruktion der Meinungen und Vorurteile zu den Themen der Frauenfrage ist Hedwig Dohms Ziel. Die Methoden, die sie dafür einsetzt sind, die Demontage der gegnerischen Vorurteile mittels „Refutatio“, die Verspottung von Klischees durch Ironie und Satire, die Verdeutlichung der Prägung durch „Sitte und Tradition“ mit Bildern und Vergleichen sowie die Fragestellung als Anstoß zur Reflexion. Der Briefroman ist als maskierter Essay zu sehen, da die Kernaussagen und Intentionen gleich sind. Im Essay werden diese Punkte von Anfang an offen angesprochen und radikal in Frage gestellt. Im Briefroman werden die Thesen in eine Entwicklung gesteckt und erzählerisch verpackt. Zum Teil werden die drei „Ichs“ der Briefromane sogar so konkret und deutlich, wie Dohm in ihren Essays und es zeigen sich auch die gleichen rhetorischen Mittel. In dieser Hinsicht kann der Briefroman bei Hedwig Dohm als versteckter Essay gelten.



## **Lebenslauf**

### Personaldaten

Name: Sarah Stefanie Hellwagner

Geburtsdatum: 12. Dezember 1987

### Akademischer Werdegang

1994-1998 Volksschule, 4312 Ried/Riedmark;

1998-2006 Gymnasium Kollegium Aloisianum; 4020 Linz; Abgeschlossene Matura mit Gutem Erfolg am 9. Juni 2006; Schwerpunkt Fächerübergreifend Deutsch und Psychologie/Philosophie;

ab Oktober 2006 Diplomstudium der Deutschen Philologie in Wien; Schwerpunkt auf Neuer Deutscher Literatur;

Freie Wahlfächer aus dem Bereich Theater-, Film- und Medienwissenschaft und Kunstgeschichte;

ab Oktober 2008 Bachelorstudium Kunstgeschichte in Wien;

### Beruflicher Werdegang (Auszug)

ab Februar 2011 Projektleitung beim Festival Ars Electronica, 4020 Linz;

Juni 2010 - September 2010 Projektassistenz beim Festival Ars Electronica, 4020 Linz;

Oktober 2009 bis April 2010 Praktikum im Kunstverein das weisse haus, 1010 Wien; Projektorganisation, Textredaktion;

Juli 2008 Kurzpraktikum „gotv“ in 1070 Wien; Redaktionelle Mitarbeit;

